

Der Mitternachtsmörder

oder

Das Geständnis des Mönchs Rinaldi mit einer vollständigen Aufzeichnung seiner teuflischen Machenschaften und beispiellosen Grausamkeit. Sein Bekenntnis beinhaltet auch eine ausführliche Darstellung der Geißel der Menschheit: der Inquisition, welche dereinst über die Unglücklichen, die in ihre Fänge gerieten, zu Gericht saß.

„Was ist die geheime Sünde, das verschwiegene Spiel,

Das keine Kunst entschleiern, keine Buße läutern kann.“

Geheimnisvolle Mutter

Chawton House

Der Mitternachtsmörder - oder das Bekenntnis des Mönchs Rinaldi

Bevor wir uns den Details unserer Geschichte widmen, müssen wir notwendigerweise ein paar Worte über die Art und Weise, wie wir davon Kenntnis erhielten, verlieren. – Einige englische Herren, die vor zirka vierzig Jahren die nähere Umgebung Neapels erkundeten, stießen auf einen prächtigen Säulengang, dessen Schönheit sie dazu verlockte, das Innere des angeschlossenen Gebäudes zu erforschen: die Kirche Santa Maria della Pianto, Teil eines sehr alten Klosters des Schwarzen Kreuzes. Während sie noch unter den Säulen standen, beobachteten sie, wie eine durchaus bemerkenswerte, in Kontemplation versunkene Person, durch den Klang ihrer Schritte aufgeschreckt, rasch auf eine Tür zueilte und verschwand. Die große, hagere Gestalt, die fahle Gesichtsfarbe, der wilde Blick und das durch einen Schal halbverdeckte Gesicht erweckten ihre Aufmerksamkeit, doch als sie die Kirche betraten, war niemand zu sehen, außer einem Mönch, der aus dem an die Kirche angebauten Kloster trat, um die Fragen neugieriger Fremder zu beantworten.

Nachdem sie die Schlichtheit und Würde des Gebäudes bewundert hatten, bemerkten sie auf dem Rückweg dieselbe geheimnisvolle Person und als sie den Mönch danach fragten, erwiderte dieser ruhig: „Dieser Mann ist ein Meuchelmörder!“

Einer der Engländer zeigte sich überrascht, dass der Mann auf freiem Fuß war und auf seine Fragen hin erfuhr er, dass der Mörder im Kloster Zuflucht gefunden hatte; und, so seltsam es englischen Lesern und Leserinnen erscheinen mag, es wurde ihm weiters berichtet, dass ihm die abergläubische Bevölkerung Speisen brachte, denn die Kirchengesetze beschützten ihn. „Grauensvoll!“, rief der Engländer aus, „Meuchelmord, der nicht bestraft wird!“ – „Wenn diese Verbrechen auf die gleiche Weise bestraft würden wie bei Ihnen“, antwortete sein italienischer Begleiter, „würde das Land einen großen Teil seiner Bevölkerung verlieren; doch haben Sie diesen düsteren Beichtstuhl dort drüben im linken Seitenschiff genau betrachtet?“

Dem Engländer fiel erst jetzt ein Beichtstuhl aus dunklem, schwerem Holz auf, es war derselbe, in dem der Mörder vorhin verschwunden war. – Ein schwarzer Baldachin bedeckte ihn, darin stand ein erhöhter Stuhl für den Beichtvater; auf jeder Seite befand sich ein düsteres, furchteinflößendes Kämmerchen mit Stufen, die zu einer vergitterten Trennwand führten, darin kniete der reuige Sünder und bekannte seine Verbrechen. Während der Engländer schauernd den schaurigen Ort betrachtete, erzählte ihm sein Begleiter, dass ihn das Verschwinden des Mörders im Beichtstuhl an eine Geschichte erinnerte, die er in schriftlicher Form erhalten hatte und die von einer Beichte an diesem schrecklichen Ort handelte. Er versprach sie dem Engländer zu leihen, wann immer dieser Zeit und Muße hätte, sie zu lesen.

„Ich dachte, das Beichtgeheimnis dürfe niemals gelüftet werden“, erwiderte der Engländer.

„So ist es auch“, bestätigte der Italiener, „doch die Anordnung einer hochgestellten Persönlichkeit kann einen Priester davon dispensieren. Diese Geschichte wurde von einem Studenten in Padua niedergeschrieben, als er davon hörte, und er übergab mir seinen Bericht.“

Nachdem sie den furchteinflößenden Beichtstuhl nochmals inspiziert hatten, verließen sie die Kirche und den Mörder darin, der aus dem Schreckenskämmerchen über die Empore floh und mindestens ebenso glücklich wie sie darüber schien, dass sich ihre Wege trennten.

Als der Engländer wieder zuhause war, erhielt er tatsächlich ein Manuskript mit der folgenden Erzählung.

Von allen sittsamen, würdevollen und bezaubernden Damen, die in der Kirche San Lorenzo in Neapel den Gottesdienst besuchten, war mit Sicherheit Amanda Lusigni die attraktivste. Ihre melodische Stimme passte zu ihrer grazilen, anmutigen Gestalt und der feine Klang ihrer Worte weckte in nahezu jedem den Wunsch, ihre Gesichtszüge näher zu betrachten. Giovanni di Sardos Herz blieb von solchen Reizen nicht unberührt und nachdem er die Kirche zur gleichen Zeit wie Amanda betreten hatte, blieb er die ganze Morgenandacht hindurch in die Betrachtung dieser verschleierte irdischen Göttin versunken. Schließlich verließ sie die Kirche am Arm einer älteren Dame.

Di Sardo folgte dem Paar, das auf direktem Weg nach Hause eilte. Besorgt, dass er sein Ziel nicht erreichen würde, hielt er sich zu weit zurück, rückte er auf und überholte die zwei schließlich auf dem Terrazo Nuovo, der zur Gran Corsa führte. Seine Schüchternheit verhinderte, dass er sich Amanda unter irgendeinem Vorwand näherte, um einen Blick auf ihr Gesicht zu erhaschen, schließlich kam ihm ein kleiner Unfall zu Hilfe: Als sie die letzten Stufen des Terrazo hinunterstiegen, stolperte die ältere Dame und Amanda ließ ihren Schleier los, um ihre Tante aufzufangen. Eine wohlgesonnene Brise blies ihren Schleier beiseite und bot Di Sardo einen Blick auf ein Gesicht, das noch viel schöner war, als er es sich hatte vorstellen können. Nur einen Moment später trafen sich ihre Blicke und als ihr bewusst wurde, was gerade geschehen war, zog sie den Schleier rasch wieder zurecht. Di Sardo ergriff nun die Gelegenheit, der alten, humpelnden Dame zu helfen, die gerne seinen angebotenen Arm ergriff; so gingen sie gemeinsam zu ihrer kleinen, doch geschmackvollen Villa, die auf einer Anhöhe lag, inmitten malerischer, gut gepflegter Gartenanlagen, und eine großartige Aussicht auf die wunderschöne Bucht von Neapel bot.

Als sie das Tor erreichten, dankte ihm die alte Dame für seine Freundlichkeit, bat ihn aber nicht hinein. Verärgert und enttäuscht blickte er sich nach Amanda um und als sich seine Schutzbefohlene ein zweites Mal von ihm verabschiedete, erbat er die Erlaubnis, sich nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen. Dies gewährte sie ihm zwar nur zögernd, doch ihr fehlender Enthusiasmus wurde mehr als wettgemacht, als ihm Amanda leise für die Hilfe, die er ihrer Tante angedeihen ließ, dankte. Noch ganz erfüllt von dem soeben Erlebten machte er sich auf den Weg zur Küste, froh darüber, ihr noch so nahe zu sein; er verbrachte einige Stunden am Strand, die Augen auf den Balkon geheftet, in der vergeblichen Hoffnung, dass die frische Meeresbrise Amanda auf den Balkon locken würde.

Mit gemischten Gefühlen kehrte er am Abend in den väterlichen Palast zurück, Freude und Wehmut hielten sich die Waage. Seiner Mutter, der Marquise di Sardo, fiel seine ungewöhnliche Nachdenklichkeit auf, doch vergebens forschte sie nach dem Grund, was ihre Neugierde nur noch mehr anstachelte und sie dazu veranlasste, auf eine List zu sinnen, wie sie diese befriedigen könnte.

Giovanni di Sardo war der einzige Sohn des Marquis di Sardo, aus einer der ältesten neapolitanischen Familien und bei Hofe hoch angesehen. Der Stolz auf seine Herkunft zeichnete ihn einerseits aus, andererseits übertrieb er ihn jedoch maßlos. Ja, man kann sagen, Familienbewusstsein war sowohl sein Laster als auch seine Tugend. Di Sardos Mutter, aus einer gleichfalls alteingesessenen Familie, hielt ihre Wichtigkeit und Bedeutung mit grimmiger Entschlossenheit hoch und ihr Standesdünkel

ließ weder mildere Gefühle noch moralische Bedenken aufkommen. Heftigen Gemüts und rachsüchtig, schlau und ausdauernd im Schmieden von Intrigen und Racheplänen, liebte sie ihren Sohn eher als den letzten Spross zweier erlauchter Häuser, der die Ehre beider hochhalten sollte, denn mit der Liebe einer Mutter.

In seinem Wesen ähnelte Giovanni mehr seinem Vater als seiner Mutter: Er war geistreich und jähzornig, doch schnell wieder versöhnt. Am Tag nach dem Treffen mit Amanda klopfte er an das Tor der Villa Altieri und wurde zur alten Dame vorgelassen. Sie beantwortete seine Fragen nach ihrer Nichte sehr vorsichtig, allerdings wartete er vergeblich auf deren Erscheinen, obwohl eine seidene Handarbeit auf dem Tisch ein untrügliches Zeichen war, dass sich Amanda vor kurzem noch in diesem Zimmer aufgehalten hatte. Auch als Giovanni den Rückweg durch den Garten nahm, hielt er vergebens nach ihr Ausschau.

Auf seine Fragen hin erfuhr er, dass Amanda eine Waise aus einem vornehmen Haus war, das allerdings keinen männlichen Nachfolger hatte. Sie lebte bei ihrer Tante Bonetta und man könnte hinzufügen (das war jedoch ein streng gehütetes Geheimnis), dass die Nichte ihre Tante unterstützte, indem sie Seidenstickereien anfertigte, die sie den Nonnen eines benachbarten Klosters verkaufte, die mit ihren Produkten gewinnbringenden Handel trieben. Di Sardo wäre nie auf den Gedanken gekommen, dass ein Festkleid seiner Mutter aus Amandas Hand stammte; oder dass Kopien der Antiquitäten, die Di Sardos Palast schmückten, von ihr gezeichnet wurden. Amandas Fleiß war die Hauptstütze der alten Tage ihrer Tante. Ihre Mutter war gestorben, als sie zu jung war, um sich an sie zu erinnern, seitdem liebten sich Tante und Nichte wie Mutter und Tochter.

Am Abend wollte Di Sardo in die Villa Altieri zurückkehren, unzufrieden mit der unbestimmten Auskunft, die er erhalten hatte. Die Marquise hatte zu einem musikalischen Abend geladen, einer ihrer liebsten Günstlinge gab ein Privatkonzert. Die adeligen Gäste sollten zwischen ihm und einem seiner Rivalen entscheiden. Da Di Sardo das Arrangement überwachte und die Musikstücke aussuchte, verzögerte sich sein Aufbruch. In dem Augenblick jedoch, in dem er unbemerkt entschlüpfen konnte, hüllte er sich in seinen Mantel und eilte zur Villa Altieri, die im westlichen Teil der Stadt gelegen war. So betrat er die Gärten zu später Stunde und nachdem er sich durch das dichte Gebüsch, welches das Grundstück umsäumte, bis zum Säuleneingang der Villa gekämpft hatte, war es Mitternacht geworden. Die unheimliche Stille wurde nur durch das Stöhnen des Vesuvs und den Wellenschlag des nahen Meeres unterbrochen, bis plötzlich der Gesang tiefer Bassstimmen zu vernehmen war, der unvermittelt zu einem Requiem anschwell, bevor er erstarb. Dieses Lied hatte er schon einmal gehört und ein paar Töne, durch die Luft herangetragen, weckten seine Erinnerung an die Melodie, die Amanda in der Kirche von San Lorenzo gesungen hatte.

Gedankenversunken schlenderte er durch den Garten auf die gegenüberliegende Seite der Villa und hörte Amanda die mitternächtliche Hymne zur Heiligen Jungfrau singen, sie begleitete sich selbst auf ihrer Laute, die sie ganz exquisit spielte. Ein Lichtschein führte ihn zu einer vergitterten Tür, die offen stand, um die kühle Nachtluft ins Haus zu lassen, und hier sah er auch Amanda in ihrem Zimmer. Ihr hingebungsvoller Blick, die offenen Locken, das unverschleierte Gesicht, die elegante Aufmachung, all dies verzauberte ihn; er stand reglos, gleichermaßen besorgt eine günstige Gelegenheit zu verpassen als so spät ihre Mußestunde zu stören. Während er noch zögerte, sang sie ergreifend zur Laute und – sprach seinen Namen aus! Di Sardo konnte sich in seiner freudigen Gefühlsaufwallung nicht zurückhalten und zeigte sich ihr! Für einen Moment verharrte sie vollkommen reglos, sie wurde

totenbleich, dann verschloss sie hastig die Gittertür und verschwand. Nachdem er noch einige Zeit durch den Garten gestreunt war, machte sich Di Sardo wehmütig auf den Heimweg.

Als er an der Ruine der ehemaligen römischen Festung Paluzzi vorbeikam, trat aus dem dunklen Bogengang eine Gestalt in Mönchskleidung, das Gesicht durch die Kapuze verdeckt, und machte ihm klar, dass er beobachtet wurde; die verhüllte Person warnte Di Sardo davor, die Villa nochmals aufzusuchen. Dieser zog sein Schwert, doch der Fremde war schon verschwunden. Gequält von tausenden eifersüchtigen und unbestimmten Vorahnungen erreichte Di Sardo sein Zuhause, nur um zu erfahren, dass die Marquise nach ihm gefragt, sich inzwischen jedoch zurückgezogen hatte. Sein Vater, der den König auf einer Ausfahrt begleitet hatte, kam nach ihm heim und zeigte seinen Missmut über die späte Heimkehr seines Sohnes nur durch Blicke.

Di Sardo ging die ganze Nacht hindurch in seinem Zimmer auf und ab, während er sich in immer lebhafteren Farben den unversöhnlichen Zorn seiner Eltern ausmalte; der anbrechende Morgen fand ihn noch genauso aufgewühlt wie die vergangenen Stunden. Er war entschlossen, um Amanda zu werben, doch unsicher, ob sie ihn erhören würde oder ob er gar einen Rivalen hätte, vertraute er sich seinem treuen Freund Amici an, der zwar zum Ratgeber völlig ungeeignet war, doch zumindest sagte er immer aufrichtig seine Meinung. Dieser schlug vor, Amanda ein Abendständchen zu bringen, sollte sie sich nicht zeigen, so wäre dies ein untrügliches Zeichen für ihr Missfallen; Di Sardo konnte sich mit diesem Plan nicht anfreunden, er meinte, solches Getue entspräche keinesfalls der Tiefe seiner Leidenschaft und seinem Feingefühl. Amici lachte ihn wegen seiner romantischen Ideen aus und schließlich verabredeten sie sich zu einer Serenade am folgenden Abend.

Ihre Gesichter, die Musikinstrumente und ihre Gestalten unter langen Mänteln verborgen, machten sie sich auf zur Villa Altieri. Sie hatten gerade den zuvor erwähnten Torbogen durchquert, als der Fremde, der Di Sardo in der vorigen Nacht erschreckt hatte, auf sie zutrat. „Ein böses Geschick schwebt über Ihnen“, warnte sie der Unbekannte, „sollten Sie es wagen, sich der Villa zu nähern.“ – „Welches Geschick?“, fragte Di Sardo. – „Die Rache des ominösen Mönches“, war noch zu hören, der Fremde allerdings aus ihrem Gesichtsfeld verschwunden. Amici äußerte seine Bedenken. „Ich werde nicht Halt machen! Ungeachtet der Rache von Rivalen oder Banditen, ich werde zur Villa Altieri gehen!“, schlug Di Sardo die Warnung seines Freundes in den Wind. Nachdem sie heil den Garten durchquert hatten, warf Di Sardo Amici seine grundlose Angst vor Meuchelmördern vor. Als sie die Orangerie erreichten, packten sie ihre Instrumente zur Serenade aus. Die Stille der Nacht wurde durch fernes Krachen unterbrochen, nah einer Villa am westlichen Ufer der Bucht ergötzte sich eine Menschenmenge an einem Feuerwerk zu Ehren des Geburtstages eines der Prinzen.

Während Amici das schöne Schauspiel bewunderte, vermeinten sie Blätterrascheln hinter sich zu hören. Di Sardo fragte scharf, wer sich hier verstecke, doch niemand antwortete. Amici warnte erneut vor der Gefahr, in die sie sich eventuell begaben, was Di Sardo derart erzürnte, dass er ihm mit dem Ende der Freundschaft drohte, woraufhin der Freund seine Angst unterdrückte und um Verzeihung bat. Da Amanda nicht erschien, um das Feuerwerk zu bestaunen, richteten sich die beiden unter dem Balkon ein, der über der Gittertür aufragte, vor der Di Sardo in der vorigen Nacht gestanden war. Hier begannen sie mit ihrem Duett, beide sangen und begleiteten sich auf ihren Instrumenten, doch all ihr Enthusiasmus und der Schmelz in ihren Stimmen brachte Amanda weder auf den Balkon noch an die Gittertür. In einer Pause meinte Amici gedämpfte Stimmen zu hören, doch Di Sardo war sich sicher, dass sie von der Menge am Ufer stammten. Die Musiker stellten sich nun vor das Eingangsportal, doch auch hier war ihnen kein Erfolg beschieden und nachdem sie eine

Stunde gewartet hatten, verließen sie die Gärten. Di Sardo war der Verzweigung nahe und schwor, dass er den mysteriösen Fremden zwingen werde, seine dunklen Warnungen zu erklären. Die Vehemenz, mit der Di Sardo seinen Entschluss vorbrachte, ängstigte seinen Freund. Sie schritten voran, bis sie einen Torbogen erreichten, der zwei Felsenklippen miteinander verband, auf einer davon stand die Ruine Paluzzi; die andere war von großen Föhren und enggesetzten Eichen überwuchert. Als sie den düsteren Bogengang betraten, riet Amici seinem Freund aus dem Schatten auf die offenere Seite des Weges zu wechseln, doch Di Sardo lehnte das ab, da sie sonst zu leicht zu beobachten waren. Di Sardo begab sich nun in den Schutz der Pfeiler des Bogengangs, nahe einer Stiege, die durch den Felsen zur Ruine hinauf führte. Sein Freund blieb an seiner Seite.

Zuerst unterhielten sie sich über die abergläubischen Ängste Amicis, ob der schemenhafte Mönch nun real sei oder nicht und Di Sardo bekräftigte seine Entschlossenheit, dem verkleideten Fremden offen entgegenzutreten. Während sie so plauderten und dabei ihre Umgebung nicht aus den Augen ließen, beobachtete Amici, wie sich eine große Gestalt vor dem Bogentor breitmachte, in der Dämmerung war sie kaum auszumachen. Di Sardo starrte auf die Straße nach Neapel, bis ihn sein Freund am Arm packte und seine Aufmerksamkeit auf die verhuschte Form lenkte, die gut und gerne der Mönch sein mochte und deren Konturen sich gerade im Dunkel des Torgangs auflösten. Mit ausgebreiteten Armen stürmte der ungeduldige Di Sardo aus seinem Versteck und verlangte lauthals zu wissen, wer außer ihnen anwesend sei. – Amici zog sein Schwert und Di Sardo versprach dem Flüchtenden Sicherheit, wenn er sich stellte, doch niemand antwortete. – „Jemand ging zweifellos an uns vorbei“, flüsterte Amici, „nach dem Klang der Schritte zu urteilen, stieg er die Stufen zur Festungsrue hinauf.“ – „Folgen wir ihm!“, rief Di Sardo. – Amici protestierte, doch Di Sardo schwor, er würde auch alleine weitergehen, denn es war sicherlich der Mönch selbst, der die Stufen erklimmte. Beschämt folgte ihm sein Freund, angesichts der Gefahr wollte er ihn auf keinen Fall allein lassen; so rannte auch er die unebenen Stufen hinauf. Oben fand er sich in einem verfallenen Säulengang, der einst befestigt war und den schmalen Weg säumte. Der führte zu einem Wachturm auf der gegenüberliegenden Klippe inmitten der Überreste massiver Mauern und dickstämmiger Föhren und fungierte als Verbindungslinie zwischen zwei Außenposten.

Amici suchte vergebens nach seinem Freund, auf seine Rufe antwortete nur das Echo! Er begab sich sodann in die Ruine einer Zitadelle mit immensen Mauern, doch auch hier fand er keine Spur von Di Sardo, also ging er wieder ins Freie und rief erneut nach ihm! Während er die Mauerreste vor ihm begutachtete, stürzte Di Sardo mit gezogenem Schwert aus einem Eingang der einstigen Festung. Amici sprang auf ihn zu und wollte ihn schon mit Fragen überhäufen. – „Stell mir keine Fragen“, wehrte ihn Di Sardo ab, „machen wir, dass wir von diesem geheimnisvollen Ort wegkommen.“ – So stiegen sie wieder in die Tiefe; als sie Richtung Neapel eilten, bestürmte ihn Amici mit Fragen, ob er den Mönch gesehen und warum er ihn nicht festgehalten habe. – „Das alles ist sehr verwirrend“, erwiderte Di Sardo, „aber ich werde es nicht dabei belassen. Morgen werde ich mit einer Fackel zurückkommen und dem Erscheinen und Verschwinden des geheimnisvollen Fremden auf die Spur kommen.“ – Amici wollte ihn davon überzeugen, dass es vernünftiger wäre, die Angelegenheit bei Tageslicht in Angriff zu nehmen, anstatt sich auf Gedeih und Verderb eventuellen mitternächtlichen Räubern auszuliefern. Doch Di Sardo bestand darauf, dass das Dunkel seines Schlupfwinkels und die späte Stunde, in welcher der Mönch erschien, eine mitternächtliche Exkursion notwendig machten. Amici wollte sich alles noch gut überlegen, bevor er seine Zustimmung zu diesem Abenteuer gab und so trennten sich die Freunde vor den Toren des elterlichen Palastes Di Sardos.

Da Di Sardo keine Erklärung für das Verbot des Mönches erhalten hatte, beschloss er am nächsten Morgen Signora Bonetta aufzusuchen und ihr seine Absichten darzulegen. Er wurde in dasselbe Zimmer geführt, in dem er mit soviel Leidenschaft Amanda vom Garten aus beobachtet hatte. Mit vor Aufregung zitternden Händen ergriff er ihre Laute und die Akkorde gemahnten ihn an ihre wunderschöne Stimme. Die meisterliche Zeichnung einer tanzenden Nymphe aus Herculaneum lag auf der Staffelei und als er sich den Raum genauer ansah, bemerkte er, dass dies ein Stück aus einer Kollektion war und dass die restlichen Bilder an den Wänden hingen; zu seiner Überraschung stellte er fest, dass die Zeichnungen exzellente Nachbildungen einiger Werke waren, die in der Galerie seines Vaters hingen, welche nach allem Dafürhalten die einzigen legitimen Kopien aus dem königlichen Museum waren. – Als Signora Bonetta erschien, erklärte ihr Di Sardo sein Anliegen und es dauerte einige Zeit, bis die würdige Dame begriff, dass er um ihre Fürsprache zu seinen Gunsten bat. – „Ich kenne den hochmütigen Charakter des Marquis und der Marquise di Sardo zu genau“, erwiderte die Signora, „um anzunehmen, dass sie von diesem Antrag wissen, geschweige denn ihn gutheißen. Doch hören Sie, Signor, wenn Amanda Ihnen auch nicht ebenbürtig ist, so steht sie Ihnen doch in Stolz nicht nach.“

Di Sardo war ein zu aufrichtiger Charakter, um sie zu täuschen, deshalb gestand er die Richtigkeit ihrer Vermutungen ein, er legte jedoch seine Gefühle mit soviel Leidenschaft dar, dass Signora Bonetta es nicht übers Herz brachte, ihn ein für allemal abzuweisen, allerdings ermutigte sie ihn auch nicht. Als Dame mit festen Grundsätzen verabscheute sie heimliche Beziehungen, doch wenn sie ihre eigenen, unsicheren Verhältnisse und den Schutz, den ihre Nichte durch die Verbindung mit einem liebevollen Ehrenmann – vorausgesetzt ihr eifriger Bewunderer erwies sich bei genauerer Prüfung als solcher – in Erwägung zog, schien eine gewisse Lockerung der strengen Prinzipien durchaus möglich. Also nahm Di Sardo beim Abschied die Erlaubnis für einen weiteren Besuch mit, doch ob er einen Rivalen hatte, wusste er noch immer nicht.

Wenig ermutigt durch das Gespräch durchquerte er den Torbogen, ohne dem Fremden zu begegnen, und als er sein Zuhause erreichte, wurde sein Vorsatz, seine düstere Suche um Mitternacht fortzusetzen, von seiner Mutter durchkreuzt, die an diesem Abend seine Begleitung nach Portici wünschte. – Dort verbrachte er den nächsten Tag und bei seiner Rückkehr nach Neapel erwartete ihn eine Nachricht von Amici, der sich weigerte, ihn zur Festung zu begleiten. – So beschloss Di Sardo lediglich die Villa Altieri zu besuchen, bis er einen Begleiter zur Festungsrue gefunden hätte; diesmal erreichte er das Haus seiner Angebeteten mit seiner Laute zu einer früheren Stunde als üblich. Die Sonne war vor ungefähr einer Stunde untergegangen und die Dämmerung versank in die Nacht. Aus einem kleinen Pavillon in der Orangerie schimmerte Licht und verborgen im Laub, das ihn umgab, erspähte er Amanda, die gedankenverloren ihre Laute an sich drückte. Er erinnerte sich, dass sie seinen Namen ausgesprochen hatte, als er sie das letzte Mal sah und so beschloss er, nicht länger zu zögern, sondern sich ihr zu erkennen zu geben. Da begann Amanda: „Oh Di Sardo! Wie doch Familienstolz und Vorurteile unseren Frieden zerstören! Aber meine Seele ist zu edel, um mich in eine Familie zu drängen, die mich ablehnt.“ – Sodann spielte Amanda auf ihrer Laute dieselbe Melodie wie in der Nacht zuvor, als Di Sardo sie belauschte; in seiner überschwänglichen Verzückung setzte er nach der ersten Strophe mit seiner Laute und Stimme ein. Amanda fiel fast in Ohnmacht, als sie ihn hörte und machte sich hastig zum Rückzug bereit, doch Di Sardo bat sie, für einen Moment zu bleiben. – „Das ist unmöglich!“, rief Amanda. – „Lassen Sie mich nur hören, dass Sie mich nicht ablehnen!“, flehte Di Sardo, „dass Ihnen der Name, den Sie erst kürzlich aussprachen, nicht zuwider ist!“ – „Oh vergessen Sie, dass ich ihn niemals erwähnte! Vergessen Sie, dass Sie ihn niemals von mir hörten!“ – „Den Trost meiner einsamen Stunden vergessen! Oh, niemals!“ – „Ich muss eilen, Signor;

ich kann mir selbst nicht vergeben, was geschehen ist.“ Und mit einem gefühlvollen Blick verließ sie hastig den Pavillon, Di Sardo blieb zurück – in seinem eigenen Paradies.

In Neapel angekommen, gab er sich in Abwesenheit seiner Eltern vollkommen seinen überbordenden Gefühlen hin. Die ganze Nacht ging er in seinem Zimmer auf und ab, während er einen Brief an Amanda aufsetzte, erst als die Bediensteten aufstanden, war er mit seiner Epistel zufrieden und übergab sie einem vertrauenswürdigen Boten. –Eine Aufforderung seines Vaters zu ihm zu kommen riss ihn jäh aus seinen verzückten Tagträumen. Sein Vater warf ihm grimmig vor, eine Liebschaft zu betreiben, die sowohl der Familienehre als auch ihm selbst abträglich sei: Er nannte den Namen Amanda Lusigni und erklärte, er habe Nachricht erhalten, dass die Genannte seinen Sohn durch Schmeicheleien und ähnliche Künste dazu verführt hatte, ihr ergebenen Liebhaber zu sein. Di Sardo gestand, dass er noch nicht das Glück habe, sich ihr Liebhaber nennen zu dürfen. „Du musst sie auf der Stelle verlassen!“, rief sein Vater, „wende dich von ihr ab und ich werde dir Beweise ihres schlechten Charakters bringen, ist erst einmal dein felsenfestes Vertrauen erschüttert, wirst du erkennen, wie verachtenswert sie ist.“ – „Bei meiner Ehre und meinem heiligen Wort“, entgegnete Di Sardo, „Amanda ist vollkommen unschuldig! Sie ist makellos und zweifelsohne wert, meine Ehefrau zu werden.“ – „Deine Ehefrau!“, ereiferte sich der Marquis, Verachtung und Zorn in seinem Blick. „Wenn du sie gar heiratest, werde ich dich für immer verstoßen!“ – „Grausamer Diktator!“, gab Di Sardo zurück. „Ich werde die Ehre unseres Hauses verteidigen, indem ich verfolgte Unschuld beschütze, anstatt ihr weiter nachzustellen. Entschuldigen Sie mich, mein Herr, aber es gibt Pflichten, die dringender sind als die Befehle starrköpfiger Eltern.“ Hiermit war das Gespräch zu Ende, beide Hitzköpfe zornentflammt und entschlossen, ihre Drohungen wahr zu machen.

Wie hatte sich Di Sardos Lage in ein paar Minuten verändert! Er liebte seinen Vater und er betete Amanda an; er beschloss, denjenigen, der sie derart verleumdete, zur Rechenschaft zu ziehen, sobald er ausgeforscht wäre. Von der Marquise erwartete er sogar noch schärfere Vorwürfe als die des Marquis. Wenn er der Grund dafür wäre, dass Amandas Ruf litt, so war es seine Pflicht, sie zu verteidigen, den Verleumder zu entlarven – an diesem Punkt angelangt, kamen ihm jäh die Worte seines Vaters in den Sinn: Wie konnte er über seine nächtlichen Besuche in der Villa Altieri informiert sein, wenn nicht durch den verkleideten Fremden? Doch dessen beinahe freundschaftliche Warnung widersprach diesem Verdacht und während er diesen vom Vorwurf des Verrats freisprach, nahm er sich vor, umso beharrlicher den Bösewicht, der Amandas und seinen Namen beschmutzte, zu verfolgen.

Währenddessen hatte Signora Bonetta ihrer Nichte vom Antrag des jungen Edelmannes berichtet. Sie hatte ihre Gefühle an dem Abend, an dem Di Sardo Amanda in ihrem Zimmer überraschte, erahnt und ihre Vermutung wurde durch die Art, wie sie auf Di Sardos Liebesbrief am folgenden Morgen reagierte, bestätigt; doch obwohl die Tante seinen Antrag unterstützte, war sie sich darüber im Klaren, dass Amandas Feinfühligkeit eine geheime Verbindung nicht zulassen würde und sie sann darüber nach, wie sie diese Skrupel überwinden könnte. Di Sardo verbrachte den restlichen Tag damit, einen Plan auszudeckeln, wie er den Verleumder entlarven könnte und am Abend besuchte er die Villa Altieri, diesmal nicht geheim, sondern ganz offen; Signora Bonetta empfing ihn herzlich. Nachdem er einige Zeit in der Villa verbracht hatte, machte er sich auf nach Hause, erleichtert und beschwingter als auf dem Hinweg, obwohl er Amanda nicht zu Gesicht bekommen hatte. Kaum war er angekommen, sandte seine Mutter nach ihm; zu seinem Erstaunen war ihr Zorn gemäßigt als der seines Vaters, sie legte ihm ihre Argumente dar, doch sie konnten sich gegenseitig nicht von

ihren Ansichten überzeugen; was Di Sardo allerdings nicht wusste, war, dass ihre scheinbare Ruhe nur die dunklen Absichten ihres Herzens verbarg.

Im Dominikanerkloster San Spirito, in Neapel, lebte ein Mönch namens Rinaldi. Über seine Abstammung und verwandtschaftlichen Beziehungen lag ein undurchdringlicher Schleier. Ein düsterer Stolz zeichnete seinen Charakter aus und seine strengen Bußübungen sowie seine Zurückgezogenheit wurden teils einer Verbitterung über unglückliche Umstände, teils der nagenden Qual eines schlechten Gewissens zugeschrieben. Er sonderte sich von allen ab und manchmal verschwand er spurlos, niemand wusste wohin, obwohl seine Schritte überwacht wurden. Die älteren Mitbrüder meinten, er besitze mehr Genie als Bildung, er liebte hochgestochene Diskussionen und bezweifelte den Wahrheitsgehalt von allem. Niemand, der mit ihm zu tun hatte, mochte ihn, niemand liebte ihn. Seine Gestalt war zu groß und hager, um würdevoll zu wirken und wenn er in seiner dunklen Robe einherschritt, verbreitete er Unbehagen. Seine Kapuze verhüllte ein Gesicht, dessen Züge von dunklen Leidenschaften sprachen: Der wilde Blick seiner funkelnden Augen und die fahle Gesichtsfarbe stachen einem Beobachter wegen der Schärfe der einen und der Todesbleiche der anderen ins Auge. Dieser Mann war der Beichtvater der Marquise di Sardo; mit ihm beriet sie sich und sie verbündeten sich, um ihre Ziele zu erreichen.

Di Sardo traf den Beichtvater, als er das Zimmer seiner Mutter verließ, der Mönch stellte eine scheinheilige Sanftmütigkeit zur Schau, doch Di Sardo wurde von einer Vorahnung dessen befallen, was dieses Monster für ihn plante. Seit seinem letzten Besuch in der Villa Altieri hatte Di Sardo keine Bedenken mehr, offen dorthin zu gehen, und nach einigen Wochen steter Aufmerksamkeiten gab Amanda dem Zureden ihrer Tante nach; sie überwand ihre Skrupel und akzeptierte Di Sardo als ihren offiziellen Bewerber. Als er eines Abends wieder mit Amanda und Bonetta in dem Pavillon saß, wo er die entscheidende Ermutigung seiner Angebeteten erhalten hatte, bat er ungewöhnlich ernst um einen baldigen Hochzeitstermin; Bonetta unterstützte seinen Wunsch, da sie fühlte, dass sie nicht mehr lange leben würde und dieses Ereignis noch miterleben wollte. Bei dieser Erklärung brach Amanda in Tränen aus, während Di Sardo und Bonetta ihrem Wunsch Nachdruck verliehen. „Ich fühle“, sagte die alte Dame, „dass mein Ende naht, und obwohl eine Trennung immer schmerzhaft ist, wenn eine Zuneigung so stark ist wie die zwischen Amanda und mir, so würde es mein Scheiden doch erleichtern, wüsste ich mein Kind in Ihren Händen. Sie wird mir diese letzte Bitte nicht abschlagen, sie könnte es nicht ertragen, stürbe ich unglücklich.“

Nach diesen Worte legte sie Amandas Hand in jene Di Sardos und dieser schwor, indem er die Augen zum Himmel hob, dass Amandas Glück sein wichtigstes Anliegen sei und dass er von nun an sie als seine Ehefrau betrachten und verteidigen werde, obwohl das heilige Sakrament der Ehe noch nicht gespendet wurde. Unter herzerzerießenden Tränen willigte Amanda in eine rasche Hochzeit ein, doch das genaue Datum wollte sie erst bei seinem Besuch am nächsten Abend festlegen. Mit einem Herzen leicht wie Luft kehrte Di Sardo nach Neapel zurück; als er den Palast betrat, wurde ihm mitgeteilt, dass ihn sein Vater in seinem Arbeitszimmer erwarte; da Di Sardo den Grund kannte, gehorchte er nur zögernd. „Ich habe erfahren“, begann sein Vater, indem er seinen strengen Blick vom Boden hob, „dass du noch immer diese unglückliche junge Frau besuchst, über die wir letztthin schon sprachen.“ – „Unglücklich!“, rief Di Sardo. „Keiner von uns beiden ist unglücklich. Ich liebe sie aufrichtig und das wird sich nie ändern.“ Der Marquis versicherte seinem Sohn, dass sein Widerstand auf überzeugenden und geprüften Zeugnissen ihrer Verworfenheit beruhte, da Di Sardo seinen Vater jedoch nicht dazu bringen konnte, die Quelle dieser Verleumdungen preis zu geben, endete die Unterredung sehr frostig.

Am nächsten Morgen kehrte Di Sardo zur Villa Altieri zurück, um zu erfahren, ob der Hochzeitstag fixiert sei. Als er den uns bereits bekannten Torbogen passierte, hielt ihn eine Stimme an; es war die des Mönches, der vor ihm auftauchte. „Gehen Sie nicht weiter“, kam die ernste Warnung, „denn der Tod ist in Altieri eingekehrt.“ Der Fremde war verschwunden, bevor sich Di Sardo von seiner Überraschung erholen konnte. Er verfolgte die Gestalt bis ins düstere Innere, doch auf seine Fragen erhielt er keine Antwort. Der einzige Tod, den er sich vorstellen konnte, war der Amandas. War sie ermordet worden? Im Geiste sah er ihren verzweifelten Todeskampf, hörte sie nach seiner Hilfe rufen. Er eilte zur Villa und unter dem Einfluss seiner Schreckensszenarien dauerte es einige Zeit, bis er das seitliche Gartentor, zu dem er den Schlüssel erhalten hatte, öffnen konnte. Das Haus schien verlassen, er lauschte angestrengt und hörte schließlich den monotonen Gesang, der das Sterben der Gläubigen begleitete. Nach mehrmaligem Klopfen erschien die alte Haushälterin.

„Ach! Oh weh! Sie ist tot, auf immer fort!“, rief die alte Bedienstete aus. „Gestern noch gesund und heute auf zum Himmel!“ – „Ist sie tot?“, stieß Di Sardo hervor, während er auf die Säule in der Vorhalle zustolperte. „Wo, wo? Wie starb sie? Sag mir alles! Führ mich zu ihrem Zimmer! Schnell, auf der Stelle, oder ich werde mir mit Gewalt den Weg bahnen!“ Annetta, verängstigt durch seine unordentliche Erscheinung, führte ihn. Als er sich dem Totenbett näherte, bemerkte er seine geliebte Amanda, die den Leichnam ihrer Tante beweinte. Es braucht wohl nicht gesagt werden, dass sich seine Freude und Erleichterung mit Trauer mischten und er all sein Mitgefühl einsetzte, um die schöne Trauernde zu trösten.

Wenig später erfuhr er in einem Vieraugengespräch mit Annetta, dass Signora Bonettas Tod nicht nur ganz plötzlich eintrat, sondern dass es durchaus Anlass gab, einen Giftmord anzunehmen, zog man das Erscheinungsbild des Leichnams in Betracht. Di Sardo erkundigte sich in aller Eile, ob Fremde in der Villa gewesen wären und erhielt folgende Antwort: „Niemand außer Signor Gallio, ein Cousin meiner Herrin, Sie, und eine Nonne aus dem Kloster in der Nähe jener Felsen dort, die immer die Seidenstickerei meiner jungen Herrin abholt; dass sie hier war, ist nun ungefähr drei Wochen her und seitdem kamen der Fischer, der Gärtner und einige Lieferanten.“ – „Drei Wochen! Sehr eigenartig!“, sinnierte Di Sardo. „Aber behalte das für dich und richte es so ein, dass ich den Leichnam untersuchen kann, wenn Amanda nicht zugegen ist.“

Als er Altieri verließ, ging er in Gedanken noch einmal all die Ereignisse des Vormittags durch und zum ersten Mal brachte er die Warnungen des geheimnisvollen Mönchs mit Rinaldi in Verbindung; doch bei genauerer Betrachtung fand er gravierende Unterschiede in ihrer Stimmlage, ihrer Gestalt und Größe; andererseits, wenn sie schon nicht dieselbe Person waren, so konnte doch der eine ein Abgesandter des anderen sein, denn die Vorhersage eines Todesfalls in der Villa Altieri und der jähe Eintritt eines solchen ließ auf einen Zusammenhang von Ursache und Wirkung schließen. Unter dem Eindruck dieses Gedankenganges nahm er sich vor, die Wahrheit zu entschlüsseln, den Verleumder Amandas zu treffen und den Mönch beziehungsweise seinen Abgesandten zu zwingen, das Geheimnis seiner Beweggründe zu lüften.

Immer wieder kehrten seine Gedanken zu den mysteriösen Umständen von Signora Bonettas Tod zurück. Als er gegen Mitternacht Vorkehrungen zu einem erneuten Besuch in der Villa traf, war er noch immer vollkommen im Unklaren darüber, wer eine so harmlose alte Dame vergiften konnte. Mit Annetta hatte er verabredet, dass er die Leiche in der Nacht, wenn Amanda schlief, untersuchen würde und um jeglichen Irrtum über die Untersuchungsergebnisse auszuschließen, engagierte er einen Arzt, der sich mit ihm in der Villa treffen sollte.

Doch vor dem Besuch dort wollte er noch die Marquise sprechen und ihr einige Fragen zu Rinaldi stellen, den er mit ihr in ihrem Zimmer fand. So sehr waren die beiden in ihr Gespräch vertieft, dass Di Sardo Zeit hatte, die Gesichtszüge des Beichtvaters zu studieren. Als Di Sardo näher kam, begrüßte ihn Rinaldi mit selbstbewusster Respektlosigkeit, während ihn die Marquise mit Stirnrunzeln empfing, das alsbald in ein säuerliches, offensichtlich aufgesetztes Lächeln übergang, das allerdings noch unangenehmer als ihre unverhohlene Missbilligung war. Der heilige Mann begann ein Gespräch über dieses und jenes, zu dem Di Sardo wenig beitrug, da er unbedingt ermitteln wollte, ob er wohl der unbekannte Mönch sei, doch er kam zu keinem definitiven Ergebnis. Die Kutten der beiden schienen vom selben Orden zu stammen und so versuchte Di Sardo durch gezielte Fragen herauszufinden, was er durch Betrachtung der äußeren Erscheinung nicht feststellen konnte. In dieser Absicht kommentierte er einige Zeichnungen, die die Wände des Zimmer schmückten und spielte auf die Festung Paluzzi an, den ausladenden Torbogen, unter dem, überschattet von den Festungsanlagen und den mächtigen Baumriesen, nur gesetzlose Banditen oder ein Mönch in schwarzer Kutte, die dort herumlungerten und auf einen ahnungslosen Wanderer warteten, fehlten, um ein Bild der Düsternis und Bedrohung abzugeben. Der Beichtvater fühlte sich von dieser letzten Bemerkung persönlich angesprochen und verwehrte sich dagegen, dass Mönche und Banditen in einen Topf geworfen wurden.

„Kurz gesagt“, bekräftigte Di Sardo, „sah ich dort tatsächlich um Mitternacht einen lauernden Mönch, von ähnlicher Gestalt und in gerade so einer Kutte wie Sie, und sollte ich ihm wieder begegnen, werde ich ihm Wahrheiten ins Gesicht schleudern, die ihn zittern lassen.“ – „Viele Mitbrüder gleichen einander“, gab der Beichtvater zurück. „Doch die Brüder des Schwarzen Kreuzes, in Sackleinen gekleidet und mit einem Totenkopf auf ihrem Gewand, dem ganz eigenen Symbol ihres Ordens, könnten Ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen sein. Deshalb kann der, den Sie beobachteten, keiner von ihnen sein.“ – Rinaldi schien verwirrt und Di Sardo nahm dies als Anlass ihm mit Schärfe zu antworten: „Es mag schon sein, dass es niemand dieses Ordens ist, allerdings weiß ich jetzt mit Sicherheit, wem ich meine Unannehmlichkeiten zu verdanken habe: Der geheime Ratgeber, der Informant, der sich in das Herz einer Familie schleicht, um ihren Frieden zu stören, und der niederträchtige Verleumder der Unschuld sind eine Person.“ – „Da Sie diese Beleidigungen so pointiert gegen mich richten“, erwiderte Rinaldi, „muss ich annehmen, dass Sie mich treffen wollen, doch wenn Sie damit den Verursacher Ihrer Schwierigkeiten meinen, dann verletzen mich diese Schmähungen nicht, dann soll ruhig diese Person Ihren Ärger und Zorn zu spüren bekommen.“ – Die ungespielte Selbstgefälligkeit, mit der diese Unschuldsbeteuerungen vorgebracht wurden, bewegte Di Sardos Herz und er war entsetzt über sein ungehöriges Verhalten einem alten und daher ehrwürdigen Kirchenmann gegenüber. Gerade hatte er seine Entschuldigungen für seine hitzige und unüberlegte Respektlosigkeit vorgebracht, als die Marquise zurückkehrte und seine Aufregung bemerkte. Sie fragte ihn nach dem Grund seiner Erregung, doch Di Sardo meinte nur, er würde sein Fehlverhalten der Ehre und Nachsicht des heiligen Mannes anheimstellen und verließ das Zimmer.

Der listige Mönch gab nun detaillierte Angaben über die erlittene Beleidigung zum Besten, kein noch so nichtiges Detail ließ er aus, nichts wurde beschönigt, und als der Zorn der Marquise anschwell, legte er demütig seine Ansichten über die eigensinnige Jugend und die geeignetsten Möglichkeiten, den jungen Mann vor seinem Untergang und vergeblicher Reue zu bewahren, dar. Schließlich endete ihre Besprechung mit dem Vorsatz, im Interesse des jungen Mannes effektivere Methoden als bloße Vorwürfe zu ergreifen.

Am Abend traf sich Di Sardo mit dem Arzt und sie suchten gemeinsam die Villa Altieri auf. Annetta erwartete sie schon in der Vorhalle und führte sie in den Raum, in dem die Leiche aufgebahrt lag. Di Sardo nahm die Lampe und entließ Annetta. Im gleißenden Licht erschienen die Gesichtszüge der Toten so verzerrt, dass er darin kaum den sanften Ausdruck wiederfand, mit dem sie am Vorabend das Glück ihrer Nichte in seine Hände gelegt hatte. Di Sardo betrachtete die schwärzliche Verfärbung, die das Gesicht der Toten überzog und wandte sich dann dem Arzt zu, der in Gedanken versunken neben ihm stand. „Wenn Sie an Giftmord denken“, meldete sich dieser schließlich nachdenklich und reserviert zu Wort, „so sind wir nicht einer Meinung. Obwohl die Umstände mysteriös erscheinen, wäre es doch voreilig, zu solch einem Schluss zu kommen, es gibt eine Menge Krankheiten, die eine solche Wirkung hervorrufen können.“ Di Sardo war durchaus bereit, eine natürliche Todesursache zu akzeptieren, er stellte keine weiteren Fragen, sondern verabschiedete sich von seinem hilfsbereiten Freund. Er begab sich schnurstracks nach Hause, wo ihn ein Bediensteter seines Vertrauens heimlich einließ.

Inzwischen ging Amanda vollkommen in ihrer Trauer um ihre geliebte Tante auf, unfähig auch nur einen Gedanken an ihre Zukunft zu verschwenden. Das Begräbnis fand im Kloster Santa della Pieta statt und im Anschluss bot ihr die Äbtissin an, sie dort unterzubringen. Amanda war gerne damit einverstanden und machte sich ein letztes Mal auf den Weg zur Villa Altieri. Dort wollte sie noch einmal Di Sardo treffen, der für sie nun Geliebter, Beschützer und Stellvertreter ihrer Tante war. Sie kamen überein, dass er sie im Aufenthaltsraum des Klosters besuchen sollte und sobald es angemessen schien, wollten sie heiraten.

In der Zwischenzeit veranlassten der tiefe Eindruck, den der nächtliche Besuch des Mönches (wenn es denn ein solcher war), sein plötzliches Verschwinden und das traurige Eintreffen seiner letzten Prophezeiung Di Sardo nochmals den furchteinflößenden Ort der Schatten und Düsternis aufzusuchen und um Mitternacht mit Fackeln in die innersten Räume der Festung Paluzzi vorzudringen. Da sein Freund klugerweise weitere Abenteuer abgelehnt hatte, beschloss er, seinen Diener Lupo mitzunehmen.

An dem Abend bevor Amanda nach La Pieta ziehen sollte, ging Di Sardo zu ihr, um sich zu verabschieden. Während ihres Gesprächs ängstigten ihn unzählige schauerliche Vorstellungen. „Amanda“, bat er sie, „diese wachsenden Ängste scheinen mir eine endgültige Trennung anzudrohen. Ich bitte dich, wenn du in das Kloster La Pieta gehst, dann nur um den Altar dort aufzusuchen.“ – Amanda warf ihm unnötige Besorgnis vor und meinte, sein Gebaren passe eher zu einem Abschied für immer als zu einer Trennung von ein paar Tagen. Schließlich verabschiedeten sie sich unter Tränen und er verließ die Villa Altieri schweren Herzens. Da es noch zu früh war, um seine Erforschung der Festung Paluzzi in Angriff zu nehmen, kehrte er nach Neapel zurück.

Am nächsten Tag war Amanda mit den traurigen Vorbereitungen ihres Abschieds von der Villa Altieri beschäftigt. Wehmütig durchstreifte sie ihre Lieblingsgemächer, als sie heftiges Klopfen an der Eingangstür erschreckte und im nächsten Moment hörte sie Annetta schreien. Amanda eilte ihr zu Hilfe und wurde im selben Augenblick von drei maskierten, in Mäntel gehüllten Männern gepackt und durch den Garten getragen. Die Angst lähmte sie und als sie wieder zu sich kam, befand sie sich in einer Kutsche, die sie in rasender Fahrt davontrug, und überdies in der Gewalt der drei Männer, die sie allem Anschein nach aus der Villa entführt hatten. Die wilde Fahrt dauerte die ganze Nacht, erst als der Morgen anbrach, wurden die Rollläden hochgezogen, um frische Luft in das Innere zu lassen. Sie nahm nun wahr, dass zwei in Mäntel gehüllte Männer mit ihr in der Kutsche waren.

Ungefähr zu Mittag machten sie an einer Poststation Halt und erwarben Erfrischungen, ohne auszusteigen, anschließend setzten sie die Reise fort.

Ausgelaugt von der unerträglichen Hitze ersuchte Amanda darum, dass die Rollläden erneut hochgezogen wurden; im Tageslicht sah sie zum ersten Mal das gebirgige, wilde Land, das scheinbar alle Fruchtbarkeit den reicheren Ebenen im Tal überlassen hatte. Als die Dämmerung anbrach, bogen sie in einen engen Hohlweg ein, wo sie ein Flüsschen, das von den Felsen herabstürzte, von ihrem direkten Weg abbrachte. Der Weg wand sich die Felsen hinauf und bot einem ängstlichen Reisenden eine erschreckende Aussicht. Schließlich führte sie der Weg auf eine enge Brücke über eine tiefe Schlucht, die nur durch ein einfaches Geländer geschützt war. Sie schien zwischen den Wolken zu schwanken. Als sie die Brücke überquerten, vergaß Amanda ihr Unglück und voll Freude und Dankbarkeit genoss sie die Fahrt durch die wilde Landschaft auf der anderen Seite der Felsen; in weiter Ferne, verborgen inmitten hoher Berge, tauchten die Türme und Dächer des Klosters San Stefano auf, wo ihre Reise enden sollte.

Am Fuße des Berges stiegen sie aus und einer ihrer Begleiter machte sich auf zum Kloster, nachdem er mit seinem Kameraden einige Papiere durchgeschaut hatte. Amanda wartete fast eine halbe Stunde auf dem rasenbedeckten Hang vor der Kapelle, aus der die tiefen, feierlichen Klänge der Abendandacht drangen und sie hoffen ließen, dass die religiöse Harmonie Mitgefühl und Gnade beinhalte. Nach geraumer Weile stiegen zwei Mönche in grauen Kutten vom Kloster herab und begannen ein Gespräch mit ihrem Wächter, dessen Stimme sie nun zum ersten Mal hörte. Der andere Halunke war nicht zu sehen, doch Amanda meinte, einer der Mönche ähne ihm in Größe und Gestalt sowie in einer gewissen Unbeholfenheit, welche die Kutte nur ungenügend verbarg. Die Mönche übernahmen Amanda nun und führten sie zu ihrem abgelegenen, weitläufigen Gebäude. Sie überquerten einen ausgedehnten Innenhof Richtung Nordflügel. Hier läuteten sie eine Glocke, eine Nonne empfing sie und führte sie in das Zimmer der Äbtissin, die sich mit strenger Miene an Amanda wandte: „Sie sind also die junge Person aus Neapel, die hier sich selbst und ihre Pflichten kennenlernen soll; bis dahin werde ich genauestens meiner unwillkommenen Aufgabe nachkommen, die ich einer edlen Familie zuliebe auf mich genommen habe.“ Sofort war Amanda klar, woher ihr Unglück rührte und mit fester Stimme begehrte sie zu wissen, wer sie hierher schaffen ließ und mit welchem Recht sie hier gefangen gehalten werden sollte. Die Äbtissin erklärte ihr, dass in ihrer Situation Demut und Zerknirschung angemessen seien und ihr mildernde Umstände verschaffen würden; gleichzeitig hieß sie sich zurückzuziehen. „Wie wahr“, erwiderte Amanda mit Würde, „und die Tugenden, die Sie empfehlen, überlasse ich genau zu diesem Zweck meinen Unterdrückern.“

Sie wurde in eine Zelle geleitet, deren einziges Mobilar aus einer Matratze, einem Sessel, einem Tisch mit einem Kruzifix und einem Gebetbuch bestand. Hier in ihrer tristen Kammer grübelte sie über die Ereignisse, die so rapide über sie hereingebrochen waren, nach. An Di Sardo dachte sie voll Mitgefühl und Wehmut; schmerzlich wurde ihr die Vergeblichkeit ihrer Hoffnung, seine stolze Familie würde sich mit ihrer Verbindung abfinden, sobald an deren Unauflösbarkeit nicht mehr zu zweifeln war, klar. Sie schalt sich dafür, dass sie versucht hatte, heimlich in die noble Familie einzuheiraten und beschloss, ihr ehrgeiziges Vorhaben aufzugeben. Aufgeben! Wen? – Di Sardo! – Ihm und damit ihrem zukünftigen Glück entsagen, und das wegen der Vorurteile einer tyrannischen Familie! – Unmöglich! – Kurz gesagt, die Liebe siegte und nun fürchtete sie nur, dass Di Sardo nie von ihrem klösterlichen Gefängnis erfahren würde.

In der Zwischenzeit war Di Sardo, der nichts von den Vorgängen in der Villa Altieri wusste, mit seinem Diener Lupo, einem mutigen und humorvollen Burschen, in der Festung Paluzzi eingetroffen. Die Glocke des Konvents des Schwarzen Kreuzes hatte gerade die Mitternacht eingeläutet, als sie im Schein ihrer Fackel den Bogengang betraten. Die Fackel versteckten sie in einer der Felsennischen, die den Weg säumten, um den scharfen Augen der Wachen in der Dunkelheit zu entgehen. Lupo war schon weit vorgedrungen, als ein Rascheln an ihm vorüberglitt und die schon bekannte Stimme des Mönchs Folgendes sagte: „Der Zeitpunkt ist verstrichen! Ihr seid zu spät! Sie reiste vor einer Stunde ab. Achtet auf eure Schritte!“ – Di Sardo sprang auf die Gestalt zu, während Lupo seine Pistole abfeuerte und dann losrannte, um die Fackel zu holen. Einen Augenblick später kehrte er damit zurück und rief: „Signor, ich sah seine Kutte auf diesen Stiegen dort am Felsen!“ Sie eilten zu Festung hinauf, Di Sardo hielt die Fackel; da vermeinte Lupo eine schattenhafte Gestalt in den düsteren Bögen hinter der Zitadelle zu erspähen. Sie erreichten die Tür, aus der Amici damals seinen Freund treten sah; hier hielt Di Sardo inne. „Durch diese Tür“, sagte Lupo, „sah ich die Gestalt fliehen.“ Di Sardo zog sein Schwert, überreichte seinem Diener die Fackel und sie eilten einen langen, steinernen Gang entlang, durch den sich eine Blutspur zog und der an einer Treppe endete, die zu unterirdischen Gewölben führte. Di Sardo erinnerte sich an das Licht, das er zuvor gesehen hatte und hielt wiederum kurz inne. Als er weiterpreschte, lenkte Lupo seine Aufmerksamkeit auf eine große Gestalt, die in einiger Entfernung von der Dunkelheit halb verborgen war, und zwar am Ende des Korridors, nahe der Stiege. Als er dort ankam, war die Gestalt jedoch verschwunden und auf seine Rufe antwortete nur das langgezogene Echo aus den unterirdischen Gewölben. Lupo sprang die Stufen hinunter und rief wieder: „Hier ist er, Signor! Er rennt jetzt durch die Tür, die zu den Gewölben führt.“

Di Sardo folgte ihm und betrat die weitläufigen Gewölbe. Das Knarren schwerer Türangeln, die langsam eine Tür in der Wand öffneten und wieder schlossen, erregte seine Aufmerksamkeit und er stürzte darauf zu. Sie war unverschlossen und er hieß Lupo am Eingang Wache halten. Di Sardo betrat die zweite Gruft, sie war leer. Es gab keinen Ausgang und das einzelne Fenster, in der Nähe der Decke, war mit starken Gitterstäben versehen. „Wenn dieser Geist, oder was es auch immer sein mag“, meinte Lupo, „nicht mit uns sprechen will, dann lassen wir es doch und verschwinden von diesem schauerlichen Ort.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als die Tür hinter ihnen mit einem lauten Knall, der durch alle Gewölbe donnerte, zufiel. Sie stürzten hin und versuchten den massiven Riegel aufzuziehen, doch ihre Anstrengungen waren vergebens. Als Di Sardo die Wände inspizierte, fand er in einer Ecke etwas Beängstigendes: Mit wachsendem Grauen entdeckten sie ein blutiges Kleidungsstück. „Es bewegt sich“, schrie Lupo. Bei genauerer Betrachtung entpuppte sich die vermeintliche Bewegung jedoch als ein weiterer blutgetränkter Kleiderhaufen. Di Sardo hob die Kleidung mit der Spitze seines Schwertes an und erkannte Teile einer Mönchskleidung, deren Kapuze zerrissen war und aus der Blut troff. Di Sardo konnte sich den Fund nicht erklären.

Nachdem die beiden durch das vergitterte Fenster laut um Hilfe gerufen hatten, versuchten sie nochmals, die Tür aufzubrechen, doch ohne Erfolg. Erschöpft und hoffnungslos legten sie sich auf den Boden. Lupo unterdrückte seine eigene Angst und versuchte Di Sardo aufzumuntern. Als er den Konvent della Pianto erwähnte, stellte Di Sardo eine Verbindung zu dem Mönch her, der erst vor kurzem so ominös von Amanda gesprochen hatte. Er bat Lupo genauestens zu erzählen, was sich in dem Konvent abgespielt hatte.

„Gerade als die Glocke zur Abendandacht geläutet hatte, am Vorabend des Festes des heiligen Markus, kniete sich eine bis zur Unkenntlichkeit verhüllte Person auf die Stufen eines Beichtstuhls,

der sich in einem dunklen Seitenschiff der Kirche befindet, nur durch eine Lampe erhellt und daher so düster wie dieses Verlies hier. Das Stöhnen des Fremden durchdrang das Seitenschiff und auch die Ohren Amatos, des hochgeschätzten Bußpriesters des Ordens des Schwarzen Kreuzes von Santa Maria della Pianto. Er bat den reuigen Sünder ruhiger zu sein und seinen Trost anzunehmen, doch sowie die Beichte andauerte, hatte er offensichtlich seinen eigenen Rat nötig, denn er stürzte förmlich aus dem Beichtstuhl und bevor er noch das Kloster erreichte, verfiel er in unkontrollierbare Zuckungen. Als er wieder zu sich kam, ordnete er an, den Büsser anzuhalten, falls er sich noch in der Kirche befände. Er beschrieb ihn als groß gewachsen, in eine weiße Kutte gehüllt, und es stellte sich heraus, dass genau solch eine Person dabei beobachtet wurde, wie sie rasch auf das Klostertor zueilte. Als daraufhin der Pförtner befragt wurde, gab er jedoch an, dass an jenem Abend keine Person in weißer Kutte das Kloster betreten oder verlassen habe. Also meinten die Mönche, der Fremde müsse sich noch innerhalb der Klostermauern befinden, doch ihre Suche verlief genau so erfolglos wie unsere, Signor.“ – „Das muss einfach unser Mönch sein!“, rief Di Sardo aus, „beide scheinen vom selben Geheimnis umgeben.“ – Ein schwaches, ersterbendes Stöhnen unterbrach ihr Gespräch, Lupo vernahm es wohl, dachte aber, es sei der Wind und fuhr fort: „Von dieser seltsamen Beichte erholte sich Amato nie völlig. Einige dachten daher, dass die Beichte etwas mit ihm zu tun habe, doch verschiedene Vorkommnisse sprechen dagegen. Ungefähr einen Monat nach diesem Ereignis, die Mönche zogen sich wie jeden Abend zurück, ...“ – Er wurde durch leises Murmeln und Wispern unterbrochen. Die Geräusche verstummten und setzten wieder ein, doch die beiden konnten nicht feststellen, woher sie stammten. Lupo meinte, es wäre besser das Risiko einer Entdeckung auf sich zu nehmen als hier zu verhungern und so riefen sie laut um Hilfe. Sie erhielten allerdings keine Antwort und bald erstarben auch die Geräusche, die sie gehört hatten. Schließlich schliefen sie erschöpft ein, sie hatten bereits jede Hoffnung aufgegeben, noch vor Morgengrauen entdeckt zu werden.

Während der ersten vier Tage in San Stefano durfte Amanda ihr Zimmer nicht verlassen. Am fünften Tag ließ sie die Äbtissin in ihre Gemächer bringen, sie dachte offensichtlich, die Gefangenschaft und das karge Essen hätten ihren Willen gebrochen. Nach einer ausschweifenden Belehrung über die wunderbaren Tugenden und Fürsorge der Marquise stellte die Äbtissin Amanda vor die Wahl: Sie konnte entweder Nonne werden oder denjenigen zum Mann nehmen, den die Marquise di Sardo aussuchen würde. Amanda erklärte keinen der beiden Vorschläge anzunehmen und fügte hinzu, dass die Gesinnung, die uns milde und wohltätige Gesetze einhalten lässt, uns gleichzeitig gebietet, den Rat jener, die diese Gesetze missachten, zu ignorieren. Ungnädig wurde Amanda in ihre Zelle zurückbeordert, wo sie ihr Verhalten Revue passieren ließ und zu dem Schluss kam, ihre freie Meinungsäußerung sei genau richtig gewesen.

Am fünften Abend durfte sie die Abendandacht in der Kapelle besuchen, die inmitten eines schönen Gartens gelegen war, sie wurde zu den Novizinnen gesetzt. Eine der Stimmen aus dem Chor erregte ihre Aufmerksamkeit. Ihre schwermütige Modulation schien dem Gesang der Nonnen eine spezielle Kraft zu verleihen. Ihr Klang strömte süß aus einer entfernten Ecke der Empore und im sanften Licht einer Lampe entdeckte Amanda die fromme Nonne, deren blasses Gesicht sie sah, als diese ihren Schleier lüftete, und deren Gesichtszüge ihrer Stimme an Schönheit nicht nachstanden. Ihre Miene drückte Amandas Empfinden nach allerdings eher Verzweiflung als ruhige Resignation aus, sie vermeinte eine gewisse Wesensverwandtschaft zu erkennen und beschloss, die erste Möglichkeit einer Annäherung zu nützen.

Am nächsten Abend besuchte Amanda wiederum die Abendandacht und sah die schöne Nonne alleine ins Gebet versunken unter der Lampe knien, bevor der Gottesdienst begann. Sie näherte sich ihr, doch die Nonne zog ihren Schleier fester übers Gesicht und Amanda deutete dies als Aufforderung sich zurückzuziehen. Als die Andacht endete, ging die Nonne an ihr vorbei, ohne sie zu beachten, und Amanda kehrte bedrückt in ihre Zelle zurück. Ihre Einsamkeit wurde jedoch bald gestört, denn die besagte Nonne sperrte ihre Tür auf und trat ein. Ohne Zögern umarmten sie sich und die Nonne, die sich als Helena vorstellte, wandte sich an Amanda: „Dir gehört mein ganzes Mitgefühl, denn ich weiß, du warst für ein anderes Leben bestimmt als die klösterliche Abgeschiedenheit. Ich werde dich besuchen, wann immer es möglich ist. Ich werde gerne deine Ratgeberin sein, doch sei nicht betrübt, wenn meine Besuche kurz sind.“ Die neuen Freundinnen verabschiedeten sich nach kurzem Gespräch und am nächsten Morgen bemerkte Amanda, dass ihre Tür nicht versperrt war.

Sie verließ ihre Zelle und befand sich auf einem Gang, an dessen Ende ihr eine Tür den Weg versperrte. Daneben bemerkte sie jedoch einen schmalen Stiegenaufgang, der zu einem Türmchen führte, das über die Klostermauern hinausragte. Vom Turmzimmer bot sich ihr eine Aussicht, die ihr Herz höher schlagen ließ: Auf der linken Seite lag die beängstigende Schlucht, die sie auf der Herfahrt durchquerten und deren Wasserfall in die Tiefe donnerte. Die Erhabenheit der Landschaft ließ sie an den Schöpfer denken, der all dies Wunderbare geschaffen hatte, doch dann hörte sie, wie ein Schlüssel umgedreht wurde. Als sie wieder in den Gang kam, fand sie die strenge Schwester in ihrer Zelle, deren Aufgabe es war, sie einzusperrern; sie hatte Amandas Frühstück gebracht und warnte sie davor, außerhalb ihrer Zelle zu schnüffeln; bevor sie ging, sperrte sie Amanda wieder ein.

Einige Tage lang war jeglicher Austausch mit Helena unmöglich, am fünften Tag jedoch brachte Helena das Frühstück in Amandas Zelle; ihre ausdrucksvollen Gesichtszüge gaben bereits einen Hinweis auf die unerfreulichen Nachrichten, die sie brachte. „Die Äbtissin schickt mich, um dich für die Gelübde vorzubereiten. Da du den vorgeschlagenen Ehemann ablehnst, musst du den Schleier nehmen und im Gegensatz zu den üblichen Gepflogenheiten folgt auf die Zeremonie des weißen Schleiers unmittelbar die Überreichung des schwarzen.“ – „Ich lehne sie beide ab!“, rief Amanda. – „Ich kann deinen Entschluss verstehen“, erwiderte Helena, „zweifellos hast du Freunde und Verwandte, die du nicht aufgeben möchtest; entschuldige, meine Liebe, aber ich kenne deinen Nachnamen nicht.“ – „Ich heiße Lusigni.“ – „Was!“, das Erstaunen in Helenas Stimme war unüberhörbar, „Was! Lu...“ – „Ich heiße Amanda Lusigni“, bekräftigte diese, „kennst du denn jemanden dieses Namens?“ – Helena verneinte: „Aber deine Gesichtszüge ähneln denen einer schmerzlich vermissten guten Freundin.“ Die Nonne schien erschüttert und erhob sich, um zu gehen. „Ich werde deine Zurückweisung des Schleiers der rachsüchtigen Äbtissin gegenüber etwas abmildern und versuchen, die schlimmsten Folgen ihres Zorns abzuwenden; inzwischen wird deine Zellentür unverschlossen bleiben, sodass du auf das Türmchen kannst; und ich werde dir Bücher und Malutensilien bringen lassen.“

Amanda stieg sogleich zu ihrem hochgelegenen Rückzugsort hinauf, von wo sie zu Mittag von einer Nonne gerufen wurde, die ihr mitteilte, dass sie von nun an mit den Novizinnen essen dürfe. Sie führte sie in das Refektorium an deren Tisch, doch Amanda fühlte sich in deren impertinenter Gesellschaft so wenig wohl, dass sie zum ersten Mal froh in ihre Zelle zurückkehrte. Die Nonne, die sie zurückbrachte, überprüfte, ob die Tür am Ende des Ganges fest verschlossen war und ließ wie versprochen Amandas Zellentür offen, diese stieg sofort wieder in das Turmzimmer hinauf und freute sich sehr, als sie sah, dass Helena es mit einem Sessel und einem Tisch sowie mit den versprochenen

Büchern und Malgeräten ausgestattet hatte. Hier saß sie nun, versunken in ein Buch, bis die Glocke zur Abendandacht läutete. Nach der Andacht machte Helena mit Amanda einen Spaziergang durch den Garten, vermied aber konsequent jeglichen Hinweis darauf, wie die Äbtissin ihre Weigerung, den Schleier zu nehmen, aufgenommen hatte, obwohl Amanda dieses Thema brennend interessierte. Nach dem Spaziergang begleitete Helena sie in ihre Zelle und erst dort informierte sie diese darüber, dass die Äbtissin angedroht hatte, zu den äußersten Mitteln zu greifen, für den Fall, dass Amanda widerspenstig bliebe.

„Solche Mittel“, die Nonne schauderte, „wie du sie dir unmöglich vorstellen kannst und die ich dir auch nicht zu schildern wage. Keine Vorstellungskraft ist imstande sich die Schrecken von Wie gerne würde ich dich vor dem Entsetzlichen, das sich zusammenbraut, bewahren. Doch bitte glaube mir, die einzige Chance dem zu entkommen ist, so zu tun, als gäbst du deinen Widerstand auf. So gewinnst du Zeit, vielleicht sogar die übliche Vorbereitungszeit auf die Schleiernahme, und währenddessen mag wohl etwas Unvorhergesehenes eintreten und dich retten. Doch hör nur, die Glocke ruft zur Versammlung in den Gemächern der Äbtissin und ich wage nicht, diesem Anlass fernzubleiben; gute Nacht, meine Liebe, und ich flehe dich an, bedenke, dass dein Widerstand sich als die tragischste Fehlentscheidung deines Lebens herausstellen wird, mit den schrecklichsten Konsequenzen.“ Damit verließ Helena die Zelle und Amanda blieb ihren Mutmaßungen und Vorstellungen, welche entsetzliche Folgen ihre Weigerung haben könnte, überlassen.

Der unermüdliche Di Sardo und sein Diener Lupo erwachten in Angst und Schrecken, nachdem sie die Nacht in dem unterirdischen Raum der Festung Paluzzi verbracht hatten. Die Entdeckung, dass ihre einzige Lichtquelle außer dem kleinen Gitterfenster, die Fackel, ausgegangen war, trug nichts zu ihrer Beruhigung bei. Nachdem sie wiederum jeden Quadratzentimeter des Raumes nach einem Ausgang abgesucht hatten, setzte sich Lupo niedergeschlagen neben seinen Herrn und beklagte ihr Schicksal, das sehr wohl Hungertod heißen könnte. Darauf folgte lange Stille, bis Lupo aufschrie: „Signor, schauen Sie dort! Ein Lichtstrahl dringt durch die Tür!“ Sie trauten kaum ihren Augen, hatten sie doch nichts vernommen, das auf ein Zurückziehen des massiven Riegels schließen ließe. Lupo riss die Tür weit auf und sie stürmten in den Innenhof hinaus, ohne dass sie durch irgendetwas oder irgendjemanden aufgehalten worden wären. Di Sardos Unruhe wegen der ungeklärten Vorkommnisse in der Villa Altieri, die durch die Warnung des Mönches noch verstärkt worden war, ließ ihn ohne zögern dorthin eilen. Als er den Garten durchquerte, sah er zu seinem Erstaunen, dass die Fensterläden zu so früher Stunde offen standen. Er eilte in die Vorhalle und fand Annetta an eine Säule gebunden. Nachdem er sie befreit hatte, erzählte sie ihm, dass zwei Halunken ihre Herrin entführt hatten, während zwei weitere sie festbanden und Wache hielten, bis die drei außer Sichtweite waren. Je länger Di Sardo über diese Informationen nachgrübelte, desto sicherer wurde er, dass Amanda auf Befehl seiner Familie aus dem Weg geschafft worden war und dass er unter einem Vorwand zur Festung Paluzzi gelockt wurde, um sein Eingreifen zu verhindern. Der geheimnisvolle Mönch musste Rinaldi sein, obwohl es ihm unlogisch erschien, dass der Mönch in seiner Ordenskleidung in der Festung auftauchen sollte. Auf jeden Fall nahm sich Di Sardo vor, getrennt mit seinem Vater und seiner Mutter zu sprechen und sollte er von ihnen keinen Hinweis auf Amandas Aufenthaltsort bekommen, würde er Rinaldi befragen.

Zuerst begab er sich zu seinem Vater, er warf sich ihm zu Füßen und als er sich erhob, war er vollkommen überzeugt, dass sein Vater keine Kenntnis von Amandas Entführung hatte. Sein Appell an die Mutter brachte keinen Erfolg, außer dass er nun von ihrer Scheinheiligkeit überzeugt war. Das Gespräch mit Rinaldi war ebenso wenig ertragreich, dafür aber umso ereignisreicher. Di Sardo hatte

sich zum Konvent San Spirito begeben und dort nach Rinaldi gefragt, er wurde zu dessen Zimmer gewiesen, wo einige Folterwerkzeuge lagen, sowie ein Kruzifix und mehrere religiöse Gegenstände. Rinaldi war nicht in seinem Zimmer und Di SarDO kehrte zum Pförtner zurück, der meinte, er müsse entweder in der Kirche oder im Garten sein, denn das Tor habe er an diesem Tag noch nicht passiert. „Ging er gestern Abend aus?“, fragte Di SarDO ungeduldig. „Ja“, antwortete der Pförtner, „aber er kehrte zur Abendandacht zurück. Außerhalb des Klosters zu nächtigen würde gegen die Ordensregeln verstoßen und er ist zu fromm, um das zu tun. Gehen Sie, Signor, Sie werden ihn zweifellos zum Gebet in der Kirche finden.“

Dort, in der Düsternis eines Seitenschiffes, stand Rinaldi, still wie eine Statue. Di SarDO wandte sich an ihn: „Pater, dieser Ort ist zu heilig, um unsere Angelegenheit hier zu besprechen.“ Rinaldi ignorierte ihn. „Wo ist Amanda Lusigni?“, schrie Di SarDO. „Ich weiß, dass Sie Bonettas Tod voraussagten, dass Sie die Person sind, die mich zur Festung Paluzzi lockte, der Urheber meines Unglücks. Elender! Wo ist Amanda? Sprechen Sie oder ich werde Ihre Falschheit vor Ihren Mitbrüdern enthüllen.“ – Während dieser ungestümen Anschuldigungen hatten einige Mönche die Kirche betreten, vor denen er nun fortfuhr: „Sprich, du Schurke! Glaube nicht, dass du deine Schandtät in Stillschweigen hüllen kannst. Kennst du den Konvent della Pianto? Den Beichtstuhl des Schwarzen Kreuzes?“ – „Bringt ihn vor den Abt!“, riefen einige aufgebrachte Priester. „Er soll hart bestraft werden, weil er einen der heiligsten unter uns während einer Bußübung beleidigte.“ – „Fort mit dir, du frevlerischer Bursche!“, stieß Rinaldi hervor, begleitet von Blicken, die zugleich Entsetzen und Verachtung ausdrückten. „Du sollst zittern vor den Folgen deiner dreisten Pietätlosigkeit.“ – Di SarDO erkannte die Gefährlichkeit seiner Situation, bahnte sich seinen Weg durch die Reihe der Mönche und entkam durch das Tor auf die Straße.

Zuhause angekommen suchte er sogleich Lupo auf, doch der hatte nichts über Amandas Aufenthaltsort in Erfahrung bringen können. Am Abend schlenderte Di SarDO die Küste entlang, von wo er klare Sicht auf Amandas Zuhause hatte, zumindest war es das bis vor kurzem. Einige Fischer, die keine Notiz von Di SarDO nahmen, erzählten sich ausführlich und detailreich, wie er Annetta von der Säule befreit hatte. Das erregte seine Aufmerksamkeit und er fragte aufgeregt, ob sie wüssten, in welche Richtung die Kutsche gefahren sei. Niemand wusste es, doch einer erinnerte sich, dass früh an diesem Morgen eine Kutsche durch Bracelli gefahren sei, die Rollläden trotz der unerträglichen Hitze fest geschlossen. Dieser Hinweis reichte Di SarDO und am nächsten Morgen machte er sich mit seinem Diener auf nach Bracelli.

Indessen breitete Rinaldi vor der Marquise die Ungeheuerlichkeit von Di Sardos öffentlicher Beleidigung aus, die noch dazu in der Kirche von San Spirito erfolgte, und während er nach einer exemplarischen Rache dürstete, beklagte der Marquis die lange Abwesenheit seines Sohnes, den er aufrichtig liebte; in den Augen der Marquise und ihres Beichtvaters ein Verbrechen, das genügte, um ihn von den weiteren Beratungen über die Familienangelegenheiten auszuschließen. Während dieser Begebenheiten zuhause ritt Di SarDO erfolglos von Ort zu Ort. Von Bracelli aus wandte er sich nach Morgagni, wo sich jedwede Spur verlor, da sich die Straße in mehrere Richtungen verzweigte; er wählte eine nach dem Zufallsprinzip aus und nachdem er einige wilde Pässe in den Apenninen überquert hatte, verirrte er sich in den Wäldern von Rugieri. Ein feierlicher, vielstimmiger Gesang schien auf ein nahes Kloster zu verweisen, doch stattdessen begegneten sie einer Pilgerschar, die auf dem Weg zu einem Schrein der Karmeliter war. Als Di SarDO vernahm, dass sich dieser Schrein in einem Konvent befand, der zum Teil von Nonnen bewohnt war, beschloss er, die Pilger zu begleiten und setzte seine Reise mit ihnen zu Fuß fort, sein Pferd überließ er dem Anführer der frommen

Schar. Während der Nacht erzählten sich die Pilger eine Reihe witziger und heiterer Geschichten, doch als das Dorf in Sehweite kam, das am Fuße des Berges mit dem heiligen Schrein lag, stieg der Anführer ab und in Zweierreihen ging es unter lauten, melancholischen Gesängen den Berg hinan.

Eine weitere Nacht verging, während der Di Sardo mit Hilfe Lupos und eines Dukaten die Kutte eines der Pilger erwarb. Nach dem Aufbruch in den frühen Morgenstunden erreichten sie endlich das Tor zum Kloster. Di Sardo betrat die Kirche und folgte einigen Gläubigen durch das Seitenschiff in einen Innenhof, über den ein enormer Felsen aufragte, der den Schrein der Heiligen des Mount Carmel beschützte. Um nicht aus der Pilgerschar herauszustecken, kniete sich Di Sardo davor und verharrte in dieser Stellung, bis laute Orgelmusik den Beginn der Messe ankündigte. Unfähig die überwältigenden Gefühle, die durch die harmonischen Klänge erweckt wurden, zu ertragen, wollte er gerade die Kirche verlassen, als Glockengeläut, das von einer Totenglocke zu stammen schien, seine Schritte stoppte. Die Glocke erklang in regelmäßigen Abständen zwischen dem feinen Gesang der Nonnen und den lauterem Tönen der Mönche. Auf den Altarstufen lag ein Tuch aus schwarzem Samt und der Boden der Empore war mit Blumen und Palmzweigen bedeckt. In diesem feierlichen Gepränge erschien nun die Äbtissin in ihren pontificalen Roben, gefolgt von den Nonnen und Novizinnen, die brennende Wachskerzen trugen. Die Zeremonie diente zur feierlichen Profess einer Nonne und Di Sardo fragte aufgeregt nach deren Namen. Ein Mönch wies auf die entsprechende Nonne hin, ihren Namen wusste er allerdings nicht. Der Abt begann mit den feierlichen Ermahnungen, auf die eine Hymne folgte. Di Sardo lauschte angespannt auf die Stimme der gerade Geweihten und war beinahe sicher, dass er dieselbe Stimme hörte, die sein Ohr damals in der Kirche von San Lorenzo gefangennahm. Als der Abt den weißen Schleier lüftete, um den schwarzen anzulegen, wurde seine Unruhe endlich gestillt: Es war nicht Amanda. Nachdem die Zeremonie beendet war, folgte eine zweite, die Weihe einer Novizin. Eine junge Frau wurde von zwei Nonnen zum Altar geführt und der Priester nahm ihr den Schleier ab. – „Ich protestiere“, sagte sie. Di Sardo stürzte nach vorne: Es war Amanda, die ihre Hand nach ihm ausstreckte, während sie in Helenas Arme sank. Als sich das Chaos auflöste, in dessen Schutz sich die Liebenden ihrer unumstößlichen Treue versicherten, befahl die Äbtissin dem jungen Fremden, sie in ihren Gemächern aufzusuchen.

Dort hörte sich Di Sardo geduldig eine Lobrede auf die Tugenden der Marquise und die Verteidigung ihrer Maßnahmen an, doch als Amanda mit den Strafen, die sie infolge ihrer Verweigerung des Gelübdes zu erdulden hatte, bedroht wurde, kannte seine Wut keine Grenzen mehr und er machte aus seiner Verachtung dieser nichtswürdigen Strategien keinen Hehl. Die Äbtissin erwiderte seine Vorhaltungen jedoch nur mit weiteren Drohungen und Denunziationen. Er verließ ihre Gemächer, um den Abt um Beistand zu bitten, doch eingeschüchtert wie er war, wollte sich keinesfalls in die Angelegenheiten der Äbtissin mischen. Kurz gesagt, die einzige Rettung schien etwas zu sein, das Di Sardo verabscheute: Er musste seinerseits Strategien entwickeln. Wie sehr sich auch jedes Feingefühl dagegen sträuben mochte, er war offensichtlich die einzige Hoffnung Amandas, und sogar diese Hoffnung wurde beinahe im Keim erstickt.

Am Abend wartete Amanda ängstlich und ungeduldig auf Helenas Besuch, die schließlich erschien, um sie über Di Sardos Abreise zu informieren und mit ihr die Aussichtslosigkeit ihrer Lage zu beklagen. So viel Mitgefühl überraschte sogar Amanda, die durch die Traurigkeit ihrer Freundin nur noch bedrückter wurde. Als sich diese zurückzog, stieg Amanda zu ihrem Turmzimmer hinauf und lauschte der wilden Musik des gebirgigen Laubwaldes. Während sie so saß, hörte sie plötzlich eine Rohrflöte, die so süß eine ihr wohl vertraute Melodie spielte, so ausdrucksvoll, dass sie in einer

freudigen Aufwallung ausrief: „Der Musiker ist Di Sardo!“ – Da erspähte sie ihn auf einer schier unzugänglichen Klippe unter ihrem Turm und die beiden tauschten Zeichen und Signale aus.

Auf diese Weise erstellten sie einen Befreiungsplan, in dem Lupo eine tragende Rolle zukam. Er hatte einen der Laienbrüder bestochen, der ihm von Amandas Türmchen erzählte und versprach, Di Sardo in der Pilgerkutte an jenem Abend einzulassen, an dem die Äbtissin den Abt und die Priester zu einem üppigen Mahl lud; einige verdienstvolle Fremde von Bedeutung wären auch geladen und die Nonnen würden ein Konzert geben. Die Unterhaltungen fänden vorwiegend in den äußeren Räumen statt, während die Äbtissin ausgewählte Freunde in ihren inneren Gemächern empfing. Di Sardo, der darauf vertraute, dass er in seinem Pilgergewand unerkannt bleiben würde, beschwor Amanda, ihn zu einer festgesetzten Stunde an einem bestimmten Ort zu treffen, wenn ihr ihre Freiheit lieb wäre. Inzwischen war die Dämmerung angebrochen und Di Sardos Abstieg vom Felsen gefährlich geworden, so trennten sie sich und Amanda kehrte in ihre Zelle zurück, wo sie über ihre nahe Befreiung nachsann. Ihr Grübeln wurde bald durch Helena unterbrochen, deren bedrückte Miene nichts Gutes verheiß.

„Dein Benehmen an diesem Morgen“, seufzte Helena, „wird mit Arrest in der Felsenkammer unseres Klosters bestraft, dieser Ort ist Schwestern vorbehalten, die sich eines abscheulichen Verbrechens schuldig machten. Dort erhält die Leidende weder Vergünstigung noch Gnade, sie fristet ihr Dasein bei Wasser und Brot, bis sie der düsteren Drangsal zum Opfer fällt. Es ist die Todeskammer! Soweit ich mich erinnere, wurde diese Strafe erst einmal verhängt. Das unglückliche Opfer litt zwei Jahre lang auf ihrem Strohbett und ruht nun in Frieden in unserem Klostersgarten. Morgen wirst du in diese Schreckenskammer gebracht, eigentlich sollte die Strafe sofort vollzogen werden, doch wegen des abendlichen Banketts wurde dies aufgeschoben.“ – Amanda brachte nur ein halb ersticktes Stöhnen hervor, während ihr Helena großzügig ihre Hilfe anbot und bereit war, den Zorn der Äbtissin auf sich zu nehmen, sollten sie entdeckt werden. Ermutigt durch soviel Freundschaft erzählt ihr Amanda von Di Sardos Vorhaben und Helena versprach, ihr einen Schleier zu besorgen, unter dem sie vor Entdeckung sicher wäre. Inzwischen sollte sie ein paar Zeilen an Di Sardo richten, um ihn von der Dringlichkeit der Angelegenheit in Kenntnis zu setzen und ihm das Papier heimlich durch das Gitterwerk zustecken. Eine Glocke rief die Nonnen in den Konzertsaal und die Freundinnen trennten sich, die eine, um den Schleier zu holen, die andere, um den Brief zu schreiben.

In Helenas Schleier gehüllt, stieg Amanda in den Musiksaal hinab, wo sie sich unter die Nonnen mischte, die hinter den großen Gittertüren versammelt waren. Davor hatte sich inmitten der Mönche und Pilger eine Anzahl würdiger Fremder eingefunden, in der üblichen Tracht der Gegend, doch Amanda entdeckte niemanden, der auch nur die geringste Ähnlichkeit mit Di Sardo aufwies. Ihr wurde nun bewusst, dass ihr Schleier sie vor ihm genauso effektiv verbarg wie vor der Äbtissin. Es schien ihr daher unabdingbar, ihren Schleier vor dem Gitter kurz zu lüften, obwohl sie dies der Gefahr aussetzte, von Fremden gesehen zu werden. Die Äbtissin ging an ihr vorbei, ohne auf sie aufmerksam zu werden, und nach einem kurzen Gespräch mit dem Abt, nahm sie auf ihrem Sessel Platz. Das Konzert wurde mit einigen wunderschönen Melodien eröffnet, die Amanda für den Moment die Gefahr, in der sie sich befand, vergessen ließen. In Nischen, von unzähligen Wachskerzen ausgeleuchtet, standen ungefähr fünfzig Nonnen, anmutig in der Einfachheit ihrer Ordensgewänder. Die Schönheit und Eleganz ihrer Haltung und Erscheinung bildeten einen Kontrast zur schmucklosen Herbheit der Äbtissin, die als Herrin des Festes auf einem erhöhten, thronähnlichen Stuhl getrennt von den Zuhörern Platz genommen hatte. In der Nähe des Abtes, der mit seinen Mönchen nicht durch Gitterwerk von den Nonnen getrennt war, saßen die vornehmen

Fremden, in reichen neapolitanischen Gewändern, deren elegante und fröhliche Farben vorzüglich mit den dunklen Roben der Kirchenleute kontrastierten. Im Hintergrund standen einige Pilger, die bei weitem nicht so fröhlich wirkten wie auf ihrem Weg am Vortag.

Immer wieder lugte Amanda zu ihnen hinüber, doch sie konnte Di Sardo nicht ausmachen und obwohl sie sich in die Nähe des Gittertores gewagt hatte, traute sie sich nun doch nicht, ihren Schleier vor so vielen Fremden zu lüften. Nach dem Konzert begab sie sich in den Raum, in dem das Büffet für die Äbtissin und ihre Gäste, die auch alsbald dort erschienen, angerichtet war. Doch nun, als sie nochmals das Tor in Augenschein nahm, fiel ihr ein Pilger auf, sein Gesicht zum Teil durch seinen Mantel verdeckt, der eher ein Zuschauer als ein Festgast zu sein schien. Da die Äbtissin in das Gespräch mit ihren Gästen vertieft war, ergriff Amanda die Gelegenheit und näherte sich dem Platz, an dem der Fremde stand, den sie als Di Sardo identifiziert hatte. Um ihn auf sich aufmerksam zu machen, zog sie kurz den Schleier von ihrem Gesicht. Der Pilger enthüllte nun gleichfalls sein Gesicht und dankte ihr für ihre Freundlichkeit, da sah sie zu ihrem Entsetzen, dass er nicht Di Sardo war. Enttäuscht zog sie sich nach hinten zurück, als schnellen Schrittes ein anderer Pilger auf sie zukam, den sie nun endlich als Di Sardo erkannte, als er seinen Mantel beiseite schob.

Da Amanda sah, dass er sie erkannt hatte, lüftete sie ihren Schleier nicht, sondern schob sich vorsichtig wieder auf das Tor zu, wo Di Sardo ein Blatt Papier hinlegte, bevor er in der Menge verschwand, ohne ihr Gelegenheit zu geben, ihm ihrerseits den Brief auszuhändigen. Während sie einen Schritt auf das Blatt Papier zumachte, näherte sich eine Nonne schnell dieser Stelle und fegte mit ihrem Gewand das Papier von seinem Platz. Amanda musste zusehen, wie die Nonne auf das Blatt trat und konnte nur mühsam ihre Erregung verbergen. Erst als die Schwester das Blatt zur Seite schob, ohne es genauer zu betrachten, konnte Amanda wieder aufatmen. Doch nun währte sie sich beobachtet, wann immer sie sich umsah, schienen die Augen der Äbtissin auf ihr zu ruhen und so wagte sie es nicht, sich nach dem Papier zu bücken.

Nach dem Essen brachen die Gäste auf und Amanda näherte sich in dem Trubel nochmals dem Tor, um Di Sardos Schreiben zu holen. Diesmal gelang es ihr auch und sie verbarg es schnell in ihrer Kutte, ohne einen Blick darauf zu wagen. Sie wollte ohne Verzug in ihre Zelle eilen, um den Brief zu lesen, doch da die Äbtissin aufbrach, musste sich Amanda in ihr Gefolge einreihen. Sie ging an Helenas Seite, der sie ein Zeichen gab, bevor sie endlich ihre Zelle erreichte. Dort verschloss sie sogleich die Tür und setzte sich, um Di Sardos Brief zu lesen. Doch in ihrer Hast ließ sie die Lampe fallen und diese erlosch. Sie war der Verzweiflung nahe. Es war vollkommen unmöglich für sie, eine Lampe oder Kerze aufzutreiben, sie hätte damit verraten, dass sie ihre Zelle verlassen konnte und wäre daraufhin sofort unter strengen Arrest gestellt worden, außerdem wäre der Verdacht der Beihilfe sofort auf Helena gefallen und diese hätte ebenfalls unter den Folgen zu leiden gehabt. Ihre ganze Hoffnung ruhte nun auf Helenas Besuch in ihrer Zelle, bevor es zu spät wäre, Di Sardos schriftliche Instruktionen auszuführen. Immer wieder drehte sie das bedeutsame Papier in ihren Händen, sie war sich dessen nur allzu bewusst, dass ihre Existenz davon abhing, es rechtzeitig zu entziffern und doch war sie nicht imstande dazu. Nach langer, banger Wartezeit hörte sie endlich nahende Schritte, ein Lichtschimmer erhellte den Spalt unter ihrer Tür und alsbald stand ihre Freundin vor ihr. Rasch nahm sie ihr die Lampe ab und überflog den Brief: Kurz und bündig wurde sie darüber informiert, dass Bruder Thomo am Tor zum Klostergarten auf sie wartete, wo Di Sardo zu ihnen stoßen würde, um sie an jeden gewünschten Ort zu bringen.

In heller Aufregung händigte Amanda Helena den Brief aus und bat sie um ihren Rat, wie sie vorgehen sollte. Eineinhalb Stunden waren bereits vergangen, seit Di Sardo den Brief hinterlegt hatte, in dem stand auch, dass der Erfolg von raschem Handeln abhinge. Helena, freundlich und fürsorglich wie eh und je, war bereit der Gefahr zu trotzen, um ihre Freundin zu retten. Nach einigem Nachdenken meinte sie schließlich: „Auf jedem Gang und an jeder Ecke des Konvents werden wir sicher Nonnen begegnen, doch da dich mein Schleier bisher so trefflich tarnte, wird er dir gewiss weiterhin gute Dienste leisten. Wir werden jedoch das Refektorium durchqueren müssen, wo die Schwestern, die nicht an der Veranstaltung teilnahmen, ihre Abendessen einnehmen und dort werden sie bleiben, bis die Glocke zur Abendandacht läutet. Wenn wir solange warten, fürchte ich, wird es sinnlos sein, dass wir überhaupt gehen.“ Als Amanda das vernahm, drang sie auf unverzüglichen Aufbruch und sie verließen die Zelle noch im selben Augenblick.

Auf ihrem Weg zum Refektorium begegneten sie einigen Schwestern, die jedoch keine Notiz von Amanda nahmen. Die Äbtissin, die das Abendessen der Nonnen überwachte und Helena dabei vermisste, traf sie nun an der Tür. Amanda bemühte sich, den wachsamen Augen der Oberin zu entgehen, sie trat ein paar Schritte zurück und ließ sie vorbei, doch Helena musste sich ihren Fragen stellen. Nachdem sie ihren Schleier gehoben und sich zu erkennen gegeben hatte, durfte sie weitergehen, Amanda hatte sich inzwischen der Menge angeschlossen und blieb somit unentdeckt; sie folgte Helena durch das Refektorium, bis sie die gegenüberliegende Tür erreichten. Als sie gerade die Vordertür öffneten, fragte sie eine Schwester, ob sie die Glocke gehört hätten, da sie auf dem Weg in die Kapelle wären. Geistesgegenwärtig antwortete Helena und sie durften passieren. So rasch sie konnten, näherten sie sich dem Gartentor, wo Helena, vorsichtig und umsichtig wie immer, das vereinbarte Signal ans Holz klopfte, um sicher zu sein, dass die richtigen Leute draußen warteten, bevor sie sich zu erkennen gaben. Sie hörten Stimmen von außerhalb, doch niemand antwortete auf ihr Zeichen. „Wir wurden verraten“, flüsterte Amanda, „aber ich will dem Schlimmsten gleich in die Augen sehen.“ Doch als sie das Zeichen wiederholten, wurde es durch drei Schläge an das Tor beantwortet und sie vernahmen atemlos, wie ein Schlüssel knirschend umgedreht wurde. Als sich das Tor ächzend öffnete, sahen sie zwei verhüllte Personen. Amanda trat einen Schritt zurück, als eine wohlbekannte Stimme ihren Namen rief und sie Di Sardo im Schimmer von Thomos halb verdeckter Lampe ausmachen konnte. „Oh Himmel“, rief er aus, „ist es möglich, dass ich dich wiederhabe! Wenn du wüsstest, was ich in der letzten Stunde durchlitt!“ Da erst gewahrte er Helena und verstummte, bis ihn Amanda darüber aufklärte, zu welchem Dank sie der Nonne verpflichtet war, die ihr so großzügig beistand.

„Wir dürfen keine Zeit verlieren“, raunte Thomo mürrisch, „wir haben schon zu lange getrödelt.“ – „Lebe wohl, liebe Amanda“, schluchzte Helena, die ihre Tränen nicht zurückhalten konnte, „möge es dir gut gehen, meine liebe Freundin! Vergiss den Konvent della Pieta nicht!“ – „Diese Angelegenheit hätten Sie besser drinnen erledigt“, grollte Thomo, „wir warten schon fast zwei Stunden auf Sie!“ Während Di Sardo Amanda sanft aus den Armen der Nonne löste, meinte er: „Ah, habe ich denn nur den zweiten Platz in deinem Herzen inne?“ Daraufhin verabschiedeten sie sich von Helena und wandten sich dem Garten zu.

„Im Mondlicht brauchen wir die Lampe nicht“, bemerkte Di Sardo zu Thomo, „sie könnte uns allenfalls verraten.“ – „Signor“, entgegnete Thomo, „wir werden sie aber in der Kirche sowie auf den verschiedenen Pfaden, die wir nehmen müssen, benötigen, denn ich wage es nicht, Sie durch die Klostertore zu lotsen.“ – „Nun, so führe uns denn weiter“, lenkte Di Sardo ein, da sie bereits einen von Zypressen gesäumten Weg erreicht hatten, der erst vor der Kirche endete. Als sie den düsteren

Weg betraten, erkundigte sich Di Sardo, ob Thomo auch sicher sei, dass sie an den Schreinen am Weg keinen der Mönche bei seinen Bußübungen überraschen würden. „Was, an einem Festtag, Signor?“, Thomos Erstaunen war echt. „Viel wahrscheinlicher ist, dass sie damit beschäftigt sind, ihre Roben zu verstauen.“ Di Sardo wollte die Kirche lieber meiden, doch Thomo versicherte ihm, dass es keinen anderen Weg gäbe. Als sie eintraten, nahmen sie die Hülle von ihrer Lampe, denn die Wachskerzen vor den Seitenaltären waren längst abgebrannt und die noch am Hochaltar brannten, erhellten das Gebäude nur ungenügend. Als sie sich einer Seitentür näherten, die zu dem Felsen führte, der die Statue der Heiligen vom Carmel beherbergte, alarmierte das gleißende Licht unzähliger Kerzen aus der Höhle die Flüchtlinge; Thomo schritt voran und konnte die beiden alsbald beruhigen: Niemand befand sich in der Höhle, das Licht stammte von den Kerzen, die ständig am Schrein brannten. Etwas beruhigt durch diese Erklärung folgten sie ihm in die Höhle, an deren gegenüberliegenden Wand sich eine kleine Tür befand, die in einen engen, gewundenen Gang führte. Di Sardo hielt an und wollte wissen, wohin Thomo sie führte. „An Ihren Bestimmungsort“, erwiderte Thomo. Die Antwort gefiel Di Sardo ganz und gar nicht. „Wenn deine Absichten böse sind“, sagte er, „dann halte kurz inne, denn für Verrat bezahlst du mit deinem Leben.“ Thomos Miene verdunkelte sich, als er diese Worte vernahm: „Was würden Sie durch meinen Tod gewinnen? Ist Ihnen klar, dass mich jeder meiner Mitbrüder rächen würde?“ – „Ich weiß nur, was ich mit einem Verräter tun würde, falls es einen gäbe. Und jetzt weiter!“ Sie setzten ihren Weg durch den düsteren Gang fort, doch bevor sie sein Ende erreicht hatten, hörten sie deutlich Musik. Amanda wollte aufgeregt wissen, woher die Töne stammten und Thomo informierte sie, dass sie aus der Höhle kämen, die sie gerade verlassen hatten. „Es ist nun Mitternacht“, erklärte Thomo, „machen Sie schneller, denn ich erwarte jeden Moment, dass ich gerufen werde.“ Während sie weiter eilten, ertönte feierlich die Glocke, die alle Mönche, auch Thomo, zum Gebet rief. Sie liefen so schnell sie konnten, bis sie an eine Tür kamen, die einen Spalt offen stand und so konnten sie einen flüchtigen Blick in eine Kammer erhaschen, die nur schwach beleuchtet war.

Di Sardo war besorgt, als er das Licht sah und er fragte Thomo, ob sich jemand in dem Raum befände. Thomo wich einer eindeutigen Antwort aus und wies auf ein Tor am Ende des Ganges; doch als er es aufsperrn wollte, gab das Tor nicht nach. „Nun fürchte ich tatsächlich, dass wir verraten wurden“, meinte der Mönch ungerührt, „das zweite Schloss ist versperrt und ich besitze nur den Schlüssel zum ersten.“ Di Sardo erwiderte mit äußerster Entschlossenheit: „Ja, wir wurden verraten und ich weiß auch von wem: Zittere vor meiner Rache und überlege gut, ob es in deinem Interesse ist, uns jetzt aufzuhalten.“ – „Ich schwöre bei unserem Heiligen“, gab Thomo zurück, „ich weiß wahrhaftig nicht, wie das geschehen konnte; ich fürchte, dass jemand Verdacht schöpfte und jetzt auf uns wartet.“

Diese Worte fachten Di Sardos Zorn nur noch mehr an und er schrie: „Entweder du schließt diese Tür auf oder du kannst dich auf das Schlimmste vorbereiten.“ Amanda bemühte sich, Di Sardo zu beruhigen und Thomo zu überreden, die Tür aufzuschließen. Sie setzten ihre vereinten Kräfte ein, doch vergebens, die Tür bewegte sich nicht. Thomo jedoch schien die Hoffnung auf einen positiven Ausgang ihrer Flucht noch nicht ganz aufgegeben zu haben, er meinte, sie müssten wahrscheinlich die ganze Nacht und eventuell auch den folgenden Tag in diesem Gang verbringen. So beschlossen sie, er solle sie zu dem Raum, den sie zuvor gesehen hatten, zurückbringen. Dort ließ er sie alleine, versprach jedoch, er werde nicht lange weg sein und einige Zeit lang hielten sie ihre Hoffnung aufrecht, doch als er nicht zurückkam, erkannten sie ihre Lage als aussichtslos. Die Beschreibung, die Helena von dem Verlies, in dem einst eine Nonne dahinsiechte, gegeben hatte, traf haargenau auf diesen Raum zu, dessen kalte, nach Erde riechende Luft an ein Grab erinnerte. Die Einrichtung bestand lediglich aus einem Tisch, einer Bank und einer Lampe, deren schwacher Schein das Zimmer

kaum erhellte. Amanda nahm den Raum genau in Augenschein, in der Hoffnung, sie würde etwas entdecken, das ihren Verdacht, dies wäre das Todeszimmer der unglücklichen Nonne, zerstreute. Schließlich fand sie in einer Ecke ein Strohlager und während Di Sardo von ihr den Grund für ihr offensichtlich wachsendes Entsetzen wissen wollte, hörte sie deutlich ein schwaches Stöhnen. Gleich darauf herrschte völlige Stille, bald wiederholte sich jedoch das Geräusch.

Daraufhin nahm Di Sardo die Lampe und trat vor: „Wenn du verzweifelt bist, dann sprich, von Mitleidenden wird dir Mitgefühl zuteil! Wenn du aber Böses im Schilde führst, dann zittere, denn ich bin verzweifelt und habe nichts zu verlieren.“ – Noch immer keine Antwort! Also ging er auf die gegenüberliegende Wand zu, wo eine kleine Öffnung im Fels zu sehen war; von dort hörte er deutlich leise Klänge eines Betenden und als er durch die Öffnung schaute, sah er eine Gestalt, die vor einem Kruzifix kniete. Als der Fremde sich erhob, erkannte Di Sardo die silbernen Schläfen und das blasse Gesicht eines alten Mönches; der schien ehrlich überrascht über sein Erscheinen, doch Di Sardo verhielt sich zuerst zurückhaltend und wollte die Fragen des Greises nicht beantworten. Erst als ihm dieser zu verstehen gab, dass eine Erklärung zu beider Sicherheit nötig sei, vertraute sich Di Sardo ihm an. Er erzählte ihm, wie lange Thomo schon auf sich warten ließ und dass die Tür am Ende des Ganges durch ein doppeltes Schloss gesichert sei, da rief der Alte aus: „Meine Kinder, ihr wurdet verraten!“ – Die Information ängstigte Amanda nur noch mehr, der Greis betrachtete sie genauer und meinte, er erinnere sich, sie am Morgen in der Kirche gesehen zu haben. „Ich erinnere mich auch“, setzte er fort, „dass du gegen die Gelübde protestiertest, die du ablegen solltest; kanntest du auch die Konsequenzen eines solchen Schrittes?“ – „Ich konnte nur zwischen zwei Übeln wählen“, erklärte Amanda. Di Sardo versuchte, sie zu beruhigen und flehte den Mönch an, ihnen zu helfen, was der Alte schließlich auch versprach. Er wies sie an, ihm zu folgen. Als sie wieder zu der versperrten Tür kamen, benützte der Greis seine Schlüssel und siehe da, die Tür ließ sich öffnen und gab den Weg in die Berge frei. Amanda und Di Sardo hatten kaum Zeit, sich von ihm zu verabschieden, bevor er die Tür schloss und sie vorsichtig den Berg hinabstiegen, bis sie endlich auf Lupo stießen, der mit den Pferden auf sie wartete. Sie saßen auf und machten sich gleich auf den Weg nach Neapel, wo Amanda im Konvent della Pieta Zuflucht suchen wollte.

Bald erreichten sie die Brücke, auf der sie einige Leute auf sich zukommen sahen. Es waren die Pilger, die sie nach kurzem Gespräch weiterziehen ließen. Da sie kein Risiko eingehen wollten und nicht wussten, ob man ihnen bereits auf den Fersen war, verließen sie die Hauptstraße nach Neapel und schlugen einen Seitenweg, der über Aquila führte, ein. Als der Morgen dämmerte, fanden sie sich in der Nähe einer Schäferhütte und ein ehrwürdiger Greis ging ihnen entgegen. Amanda, die völlig erschöpft war, bat um eine kurze Rastpause in seiner Hütte, was er ihr gerne erlaubte. Er verließ sie, um Milch, Honig und getrocknete Feigen zum Frühstück zu holen und bald war er mit den Köstlichkeiten zurück.

Sie setzten sich zum Frühstück, da tauchte Thomo auf, dessen Neugierde ihn nicht ruhen ließ und der ihnen mitteilte, dass er gerade zwei Karmelitermönchen begegnet sei, die denen ähnelten, die sie an der Brücke gesehen hatten. „Ruf sofort unseren Gastgeber“, verlangte Di Sardo und bat den alten Hirten, er möge den Mönchen keinesfalls enthüllen, wer seine Gäste seien. Der Alte versprach es und ging, um Ausschau zu halten. Die Gruppe machte sich nun allerhand Gedanken über die zwei Mönche, bis der Greis nach einer ganzen Weile zurückkehrte und verkündete, dass er keine Mönche gesehen habe, sie hätten wahrscheinlich einen anderen Weg gewählt, einen, der nicht an seiner Hütte vorbeiführte. Sie verabschiedeten sich dann von ihrem freundlichen Gastgeber und hatten

Mühe, ihn dazu zu bewegen, eine kleine Vergütung seiner Mühen anzunehmen. Der Hirte versorgte sie noch mit genauen Wegbeschreibungen und sie setzten ihre Reise fort.

Bald lag breit und still der See Celano vor ihnen, eingekreist von einer mächtigen Bergkette; sie hielten an, um die famose Aussicht zu bewundern und ihren Pferden eine Verschnaufpause zu gönnen. Di Sardo machte Amanda auf den riesigen Velano im Norden aufmerksam, ein kahler Berg zwischen Neapel und Rom; sie machten sich wieder auf den Weg und erreichten das Städtchen Celano vor der Abenddämmerung. Amanda bat Di Sardo, nach einem Konvent Ausschau zu halten, wo sie die Nacht verbringen könnte und so ließ er sie mit Thomo als Wache im Gasthaus zurück, während er sich auf die Suche machte. Er fand heraus, dass am Seeufer ein Ursulinenkloster stand, das bekannt für seine Gastfreundschaft war; er kehrte zum Gasthaus zurück und machte sich mit Amanda auf zu besagtem Kloster. Sie durchquerten die Stadt, die hauptsächlich aus einer weitläufigen Straße entlang des Sees bestand. Auf ihrem Weg erkundigten sie sich nach dem Ursulinenkloster und sie wurden zu dessen Toren dirigiert. Amanda wurde von der Äbtissin freundlich aufgenommen, sie empfahl Di Sardo ein Benediktinerkloster, wo er ebenfalls freundlich empfangen wurde. Er beschloss, am nächsten Morgen alle Argumente und Gründe für eine sofortige Hochzeit in die Waagschale zu werfen und er zweifelte nicht, dass er unter den Benediktinern einen fände, der die Zeremonie vollziehen würde.

In der Zwischenzeit machte sich Marquis Di Sardo große Sorgen um seinen Sohn und die Marquise fürchtete, dass Amandas Aufenthaltsort entdeckt würde. Das Verhalten ihres Sohnes hatte ihr genug Anlass für Ärger gegeben und sie sann darüber nach, als ein Bote der Äbtissin von San Stefano sie von Amandas Flucht unter Di Sardos Beihilfe unterrichtete; sie informierte unverzüglich den Marquis vom Durchbrennen des Pärchens und sandte einen Boten zu Rinaldi, um sich mit ihm in ihrer Kapelle über die nötigen Schritte zu beraten. Der kam am Abend und berichtete, dass er ebenfalls von Amandas Flucht und überdies von der Heirat der beiden gehört hatte. Nach einer langen Pause meinte Rinaldi düster, doch mit heimlicher Freude, dass es nur einen Weg gäbe, um ihr vornehmes Haus vor Schande zu bewahren. Die Marquise fragte eifrig, was er denn meine und bat ihn, leise zu sprechen. Rinaldi antwortete, dass Amanda keineswegs unsterblich sei und dass sie die paar Jahre, die ihr zugeteilt sein mochten, wohl zu Recht verspielt hätte: „Das würde die Ehre eines erlauchten Hauses wiederherstellen.“

Der Mönch räumte ein, dass Amandas Tod in gewisser Weise ein Hasardspiel war, gleichzeitig bemerkte er aber: „Meine Hingabe an Ihre Familie überschreitet ebenfalls alle kalkulierbaren Grenzen.“ Und listig fügte er hinzu, dass an einem bestimmten Strand in der Provinz Aquila ein einsames Haus stünde, von einem einzigen Mann bewohnt ... „Ich kenne ihn!“ – „Und vertrauen Sie ihm, Pater?“ – „Ja, Signora, ich traue ihm mit dem Leben dieses Mädchens. Tochter, ich habe meine Gründe, ihn zu kennen.“ – „Nennen Sie Ihre Gründe!“ – „Dazu besteht keine Ursache, sie wird sterben.“ – „Durch ihn?“, fragte die Marquise, sichtlich erregt, „überlegen Sie sich das, Pater.“ Nach einem Moment des Nachdenkens sagte Rinaldi unwillig: „Können Sie wollen, dass ich, selbst ...“ – „Nun gut“, entgegnete die Marquise, „vermeiden Sie wenn möglich Gewalt, aber lassen Sie sie schnell sterben.“ Während sie das sagte, fiel ihr Blick auf die Inschrift über einem Beichtstuhl, dort standen die ominösen Worte: „Gott hört dich!“ Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich, doch Rinaldi entgingen ihre Gefühle, er war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Schließlich wandte er sich wieder an die Marquise: „In dem Haus, von dem ich vorhin sprach, befindet sich eine Geheimtür, die direkt ins Meer führt, durch diese Tür soll in der Dunkelheit ihr Leichnam den Wellen übergeben werden.“ Ihren widerstreitenden Gefühlen ausgeliefert, verabschiedete sich die

Marquise hastig. Bevor sie die Kapelle verließ, rief sie ihm noch zu: „Wir werden diese Angelegenheit zu einem späteren Zeitpunkt weiter besprechen.“ Mit diesen Worten verließ sie den konspirativen Ort und Rinaldi nahm einen anderen Ausgang.

Während die Marquise und der Mönch sich gegen Amanda verschworen, befand sich diese noch immer im Konvent am See von Celano. Di Sardo führte ihr die drohenden Gefahren vor Augen und verlangte, dass sie ihr Eheversprechen jetzt einlöste. Bereitwillig bekräftigte sie die Ernsthaftigkeit ihres Versprechens und bevor er den Konvent verließ, erlaubte sie ihm, mit einem alten Benediktinermönch, dessen Zustimmung er schon eingeholt hatte, einen Zeitpunkt zu bestimmen, an dem die Zeremonie ohne großes Aufsehen abgehalten werden konnte. Sie einigten sich auf die erste Stunde nach Sonnenaufgang. Nach vollzogener Trauung sollte das Paar in einem Boot den See überqueren und nach Neapel weiterreisen.

Zur verabredeten Stunde führte Di Sardo Amanda zur Kapelle; als sie diese betraten, fiel ihr Blick auf ein Fenster und sie entdeckte ein fest an das Glas gepresstes Gesicht, das offensichtlich die Vorgänge genau beobachtete. Der Priester erwartete sie bereits am Altar und öffnete sein Buch. Er hatte die Zeremonie bereits begonnen, als Lärm von draußen Amanda erschreckte, die alsbald einen Mann von hünenhafter Statur wahrnahm, der in Begleitung mehrerer Männer die Kapelle durch eine Seitentür betrat. Der Priester entdeckte die Eindringlinge nun auch und rief: „Wessen frevlerische Schritte entweihen so unverschämt diesen heiligen Ort?“ Die riesige Gestalt, die den anderen voran schritt, antwortete: „Dich, Giovanni Di Sardo, aus Neapel, und dich, Amanda Lusigni, aus der Villa Altieri, fordern wir auf, euch im Namen der heiligsten Inquisition zu ergeben.“ Gleichzeitig übergab er dem Priester seine schwarze Schriftrolle. „Da“, sagte er, „lies und akzeptiere.“ Der Priester studierte das Dokument genau und erklärte es schließlich für einen originalen Haftbefehl des sogenannten Heiligen Gerichts. „Unglücklicher junger Mann“, sagte der Priester, „Sie werden von der hohen Macht vorgeladen, um für Ihr Verbrechen Rechenschaft abzulegen.“ Di Sardo fragte aufgeregt, welchen Verbrechens er beschuldigt werde. „Ich dachte nicht, dass Sie so abgehärtet wären, so unempfindlich Ihrer Schuld gegenüber, ...“, entgegnete der Priester. „Falschheit“, schrie Di Sardo. – „Halten Sie ein!“, ermahnte ihn der Priester. „Kennen Sie nicht die Strafe für Widerstand, und zwar gemeinsam mit Ihrer Mitschuldigen, die nun ohnmächtig zu Ihren Füßen liegt?“ Di Sardos Zorn und Wut kannten keine Grenzen mehr. – „Unbesonnener junger Mann! Verrät nicht genau der Schleier, den sie trägt, eure Schuld? Sie haben eine Nonne aus ihrem Kloster entführt!“, sagte der Offizier, „und nun müssen Sie für Ihr Verbrechen büßen.“ Di Sardo bemerkte erst jetzt, dass Amanda noch immer in Helenas Schleier gehüllt war, in der Eile des Aufbruchs hatten sie vergessen, ihn zurückzulassen. Di Sardo begriff nun die Ausmaße der Falle, die für ihn ausgelegt worden war, ihm schien auch, er erkenne Rinaldis Handschrift darin; er war wie gelähmt und starrte in stiller Qual auf Amanda, die hilflos ihre Hand nach ihm ausstreckte und ihn anflehte, ihr zu helfen. Als er ihre Stimme vernahm, befahl er den Wüstlingen zu verschwinden oder sie würden die Vehemenz seines Zornes kennenlernen; daraufhin zogen alle ihre Schwerter, ein grimmiger Kampf begann, in dem Di Sardo und sein treuer Diener verwundet und schließlich entwaffnet wurden. Amanda, die davor zurückgehalten wurde, sich zwischen die Kämpfenden zu werfen, versuchte mit aller Kraft sich loszureißen, als sie sah, dass Di Sardo verwundet war, doch vergebens. Keuchend bat Di Sardo den alten Priester, Amanda zu beschützen. „Ich wage nicht die Befehle der Inquisition zu ignorieren!“, erwiderte der Benediktiner, „sie zu umgehen bedeutet den Tod.“ – „Tod“, schrie Amanda, „Tod!“ – „Ja, meine Dame, und zwar mit Sicherheit.“ – „Oh Amanda“, rief Di Sardo, außer sich vor Schmerz, „dann muss ich dich für immer lassen!“ – Dieser Gedanke gab ihm neue Kraft, er riss sich los und drückte sie an sich, Amanda konnte nicht sprechen, sie weinte, als müsse ihr Herz brechen, während

ihr Kopf auf seine Schultern sank. Zwei der wilden Gesellen ergriffen Amanda und trugen sie aus der Kapelle, während der Rest den blutenden Di Sardo verband und ihn gemeinsam mit dem gleichfalls verwundeten Lupo ins Benediktinerkloster brachte.

Der Benediktiner, der Di Sardos und Lupos Wunden untersuchte, stellte fest, dass sie nicht tödlich waren, während sich einer der Übeltäter in einem durchaus kritischen Zustand befand. Sobald sich Di Sardo und sein Diener etwas erholt hatten, wurden sie in eine Kutsche gesetzt und fortgebracht. Begleitet wurden sie von zwei Offizieren, die jedes Gespräch und jeden Austausch zwischen ihnen verhindern sollten. Lupo allerdings wagte von Zeit zu Zeit eine Vermutung und scheute sich nicht auszusprechen, dass die Äbtissin von San Stefano ihre Erzfeindin war. „Eure Äbtissinnen“, sagte er, „sind genau so gerissen wie die Inquisitoren und würden lieber einen Mann zum Teufel schicken als ihn in Ruhe zu lassen.“ Di Sardo, der die Konsequenzen fürchtete, die Lupos Aufrichtigkeit nach sich ziehen könnte, befahl ihm zu schweigen und sein Diener gehorchte ihm. Die Offiziere hörten sich schweigend, aber aufmerksam alles an, was Lupo von sich gab.

Sie reisten die ganze Nacht und hielten nur an, um die Pferde zu wechseln. Bei jeder Poststation hielt Di Sardo Ausschau nach einer Kutsche, in der Amanda sein mochte, doch er sah nichts; kein Räderquietschen gab ihm einen Hinweis darauf, dass sie nahe wäre. In der Morgendämmerung gewahrte er den Petersdom, der über den Ebenen, die Rom umgaben, aufragte und er erfuhr, dass er in das Gefängnis der Inquisition in dieser Stadt gebracht wurde. Er bemerkte auch, dass die Wachen ausgetauscht worden waren und dass sie sich gelassener verhielten; doch ihr Gesichtsausdruck sprach von düsterer Grausamkeit vermischt mit listiger Zurückhaltung, einer feierlichen Selbstüberhebung, die sie sofort als Mitglieder der Inquisition auswies. Er begriff, dass ihn eine List in die Falle tappen ließ und dass er sich nun zum ersten Mal in Gewahrsam des Heiligen Gerichts befand.

Als die Kutsche die Mauern ihres Gefängnisses erreichte, fuhren sie noch eine Zeitlang deren Windungen entlang, bis sie zum Haupteingang kamen, der an seinem mächtigen Portal und der schier Höhe seiner Türme zu erkennen war. Bald danach hielten sie an einem überwölbten Bogengang, der durch starke Barrikaden gesichert war. Einer der Wächter stieg aus und hämmerte gegen die Eisenstäbe, worauf sich eine Falлтür öffnete, aus der ein Mann mit einer Fackel trat und unverzüglich das eiserne Tor aufschloss. Die Gefangenen wurden mit den zwei Beamten der Inquisition von der Kutsche in den Bogengang geführt. Während sie diesen entlang schritten, bemerkte Di Sardo eine schwarzgekleidete Person mit einer Kerze, die in einiger Entfernung ihren Weg kreuzte. Er erkannte an seiner Kleidung nur zu gut, dass es sich um ein Mitglied des gefürchteten Tribunals handelte. Der Fremde wies mit seiner Kerze in Richtung eines anschließenden Korridors und ging weiter. Di Sardo folgte ihm mit seinen Augen, bis sich eine Tür am Ende des Ganges öffnete und den Blick in einen hellerleuchteten Raum freigab, darin saßen mehrere schwarzgekleidete Gestalten, zu denen sich der Inquisitor gesellte.

Die Gefangenen mussten hier kurz warten, bis der Kerkermeister erschien, in dessen Hände Di Sardo und Lupo übergeben wurden. Einer der Beamten durchquerte die Halle und stieg eine breite Treppe hinauf, während der andere gemeinsam mit dem Kerkermeister und dem Wächter unten blieb. Während sie auf die Rückkehr des Beamten warteten, durchquerten immer wieder Inquisitoren in ihren langen schwarzen Roben die Halle, sie betrachteten die Gefangenen neugierig, doch ohne Mitgefühl, ihrem Gesichtsausdruck haftete etwas Dämonisches an. Schließlich kam der Beamte wieder die Treppe herab und befahl Di Sardo ihm zu folgen, Lupo wollte mit ihm gehen, doch er

wurde vom Wächter zurückgehalten und ihm wurde gesagt, er würde woanders hin gebracht. Di Sardo folgte seinem Führer die Treppe hinauf, bis sie schließlich ein Vorzimmer erreichten, wo er in Gewahrsam einiger wartender Personen übergeben wurde, sein Führer verschwand durch eine Falttür. Über dieser Tür befand sich ein Schriftzug in Hebräisch, in der Farbe des Blutes geschrieben. Dantes Inschrift am Eingang zur Hölle wäre sehr passend an einem Ort, an dem alles zu sagen schien: „Hoffnung, die allen zuteil wird, hat hier keinen Platz.“

Der Beamte kam bald zurück, nachdem er Di Sardo bedeutet hatte, ihm zu folgen, enthüllte er seinen Kopf und seine Arme. Er führte ihn anschließend durch die Falttür in ein geräumiges Zimmer mit hoher Decke, in dem nur zwei schwarzgekleidete Personen zu sehen waren. Der eine war wegen seiner ungewöhnlichen Physiognomie und dem durchdringenden Blick unschwer als Inquisitor zu erkennen, auf seinem Kopf trug er eine Art schwarzen Turban, der die natürliche Grausamkeit seines Ausdrucks noch verstärkte. Der andere war unbedeckt und seine Arme waren bis zu den Ellbogen entblößt. Am anderen Ende des Raumes hing vor einer Wölbung in der Wand ein schwarzer Vorhang, doch ob er ein Fenster, einen Gegenstand oder eine Person verdeckte, die der Inquisitor benötigte, war nicht auszumachen. Der Inquisitor winkte Di Sardo zu sich heran und als er den Tisch erreicht hatte, gab er ihm ein Buch in die Hände und befahl ihm zu schwören, die Wahrheit zu enthüllen und niemals zu verraten, was auch immer er in diesem Raum sehen oder hören werde. Di Sardo zögerte, den Befehl auszuführen, doch als der Inquisitors die Aufforderung barsch wiederholte, führte er das Buch an seine Lippen. Währenddessen fiel sein Blick zufällig auf den Vorhang und ihm schien, als bewegte er sich und in Erwartung eines Anklägers so böseartig wie Rinaldi zuckte er zusammen.

Der Eid wurde geleistet und der Inquisitor fragte, ob er die Anklage, die seine Verhaftung bewirkt hatte, verstünde. „Der Offizier, der mich verhaftete, sagte mir“, antwortete Di Sardo, „dass ich eine Nonne aus ihrem Kloster entführt hätte.“ – „Sie gestehen also“, stellte der Inquisitor nach einer kurzen Pause fest und gab dem Sekretär ein Zeichen, Di Sardos Worte sogleich aufzuschreiben. „Ich weise dies mit aller Deutlichkeit zurück“, erwiderte Di Sardo, „die Anklage ist falsch und heimtückisch.“ – „Bedenken Sie, was Sie sagen“, unterbrach ihn der Inquisitor streng, „und gestehen Sie die Wahrheit. Wo wurden Sie verhaftet?“ – „In der Kapelle von San Sebastian, am See von Celano.“ – „Sind Sie sicher, dass es nicht im Dorf Legano war, auf der Hauptstraße zwischen Celano und Rom?“ Di Sardo erinnerte sich an den Ort, an dem die Wachen ausgetauscht wurden und erzählte davon. Der Sekretär musste dies alles niederschreiben, auch Amandas und Lupos Namen, die ebenfalls an diesem Ort verhaftet wurden. Nach kurzem Stillschweigen fragte der Inquisitor: „Waren Sie jemals in der Kirche des Spirito Santo in Neapel?“ Di Sardo wollte den Namen des Anklägers wissen, bevor er die Frage beantwortete, es wurde ihm jedoch beschieden, dass er kein Recht habe, an diesem Ort irgendetwas zu verlangen; außerdem wurde generell der Name des Anklägers vor dem Beschuldigten geheimgehalten. „Ich verstehe nun“, sagte Di Sardo, „dass meine Unschuld völlig bedeutungslos ist; ein einziger Feind genügt bereits, um meinen Untergang herbeizuführen.“ – „Sie haben also einen Feind?“, wollte der Inquisitor wissen. Di Sardo war absolut sicher, dass er einen hatte, doch er konnte nicht genügend Beweise erbringen, um klarzustellen, dass es Rinaldi war. Der Inquisitor befahl ihm nun, die Ermahnung, die er erhalten hatte, gut zu bedenken, und am Morgen entweder zu gestehen oder sich der Befragung zu stellen; damit übergab er ihn dem Offizier, den er anwies, seine Befehle auszuführen. Di Sardo wurde weggeführt.

Nachdem Amanda aus der Kapelle San Sebastian getragen und auf ein wartendes Pferd gesetzt worden war, ritten die zwei Männer, die sie entführt hatten, volle zwei Tage und Nächte mit nur kurzen Unterbrechungen mit ihr auf und davon. Am Abend des zweiten Tages erreichten sie einen

Wald, der sich über die weitgezogenen Hügel des Garganus erstreckte. Als Amanda bereits einige Meilen durch den Wald geritten war, erblickte sie gar nicht weit entfernt das Meer. Ihre Bewacher hatten die ganze Zeit kaum gesprochen, höchstens dann und wann eine einsilbige Frage gestellt und beantwortet, doch nun wagte Amanda zu fragen, wie weit sie noch reiten würden. „Nicht mehr weit“, antwortete einer von ihnen bärbeißig, „Sie werden bald am Ende Ihrer Reise sein und in Frieden ruhen.“ Sie stiegen zur Küste hinab und kamen zu einem Häuschen ganz nahe am Ufer. Die zwei schrien aus Leibeskräften und eine raue Stimme antwortete ihnen aus dem Inneren, gleich darauf wurde die Tür von einem Mann geöffnet, dessen brutaler und wilder Gesichtsausdruck Amanda befürchten ließ, sie wäre hierher gebracht worden, um ermordet zu werden: Entsetzen erfasste sie und sie verlor die Herrschaft über ihre Sinne. Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich von den zwei Wachen und dem Fremden umringt, die sich ratlos anschauten und ihr dann Erfrischungen anboten, die sie mit soviel Höflichkeit, wie sie unter den Umständen aufbringen konnte, ablehnte. Sie bat nur darum, sich zurückziehen zu dürfen. Der Hausherr, den die anderen Lipari nannten, nahm die Lampe und brachte Amanda in einen Nebenraum, wo er auf eine armselige Matratze deutete, die ihre Ruhestätte sein sollte. Ein paar Minuten später kehrte er mit einer Schale saurem Wein und einem Stück Brot zurück und da sie seine Aufmerksamkeit etwas besänftigte, wollte sie das Gebotene nicht ablehnen. Lipari verließ den Raum und die Tür wurde wieder verriegelt. Als sie alleine war, versuchte sie ihre düsteren Vorahnungen im Gebet zu mildern und nachdem sie inbrünstig um himmlischen Beistand gebetet hatte, wurde ihr tatsächlich leichter ums Herz.

Die Leute im unteren Bereich der Behausung blieben bis spät in die Nacht auf, doch schließlich war ihr, als hätten sie entweder das Haus verlassen oder sie wären eingeschlafen. Darüber musste sie nicht lange grübeln, denn bald hörte sie Schritte, die sich ihrer Tür näherten sowie leises Flüstern. Sie konnte vorerst nichts verstehen, bis einer sich zum Gehen wandte und ein anderer ihm im lauten Flüsterton nachrief: „Es ist unten auf dem Tisch, in meiner Gürteltasche, beeil dich!“ – Der Mann kam zurück und flüsterte seinem Kameraden etwas zu, worauf dieser erwiderte: „Sie schläft!“ Zumindest glaubte Amanda diese Worte durch das Zischeln zu hören. Dann stiegen sie die Treppe hinunter und es war nur mehr das Tosen der Wellen zu vernehmen. Zum Glück für Amandas Seelenfrieden wusste sie nicht, dass ihr Zimmer eine versteckte Tür aufwies, die sich geräuschlos öffnen ließ und durch welche Mörder jederzeit bei ihr eindringen konnten; dennoch blieb sie die Nacht hindurch wachsam, erst als der Morgen dämmerte, kehrte sie zu der Matratze zurück, wo die Erschöpfung ihre Angst besiegte und sie in einen kurzen Schlaf fiel, aus dem sie durch lauten Lärm an ihrer Zimmertür geweckt wurde. Das Zurückziehen der Riegel deutete auf Lipari hin, der ihr das Frühstück aus Haferkuchen und einem Krug Milch brachte. Amanda ließ einige Zeit verstreichen, bis sie von dem Frühstück, das sie doch so sehr herbeigesehnt hatte, kostete, doch nachdem sie einen kleinen Schluck Milch getrunken hatte, ließ ein bedeutungsvoller Blick ihres Wächters sie erstarren: Sie schloss daraus, das ihr Frühstück vergiftet war und sie wagte nicht, den Haferkuchen auch nur zu probieren, da er von Lipari kam.

Den ganzen Tag lang lehnte Amanda entweder gedankenverloren an den Stäben ihres vergitterten Fensters oder sie lauschte auf Geräusche aus dem Inneren des Hauses, um herauszufinden, wie viele Personen sich darin aufhalten mochten beziehungsweise was da wohl vorging. Schließlich erinnerte sie sich daran, dass sie den Großteil ihrer Milch übriggelassen hatte und leerte den Inhalt des Kruges durch die Gitterstäbe des Fensters. Anschließend legte sie sich auf die Matratze, um sich auszuruhen, doch alsbald wurde sie durch ein leises Geräusch an der Tür gestört, sie hörte, wie sacht ein Riegel zurückgezogen wurde, dann ein zweiter und gleich darauf erschien Liparis Gesicht dahinter. Ohne sofort das Zimmer zu betreten, schaute er sich darin um, erst als er Amanda auf der Matratze liegen

sah, ging er mit hastigen und schwankenden Schritten auf sie zu, sein Gesichtsausdruck schuldbewusst. Als er knapp vor Amanda stand, erhob sich diese und Lipari fuhr zurück, als hätte ihn ein Geist erschreckt. Doch er fing sich schnell wieder und sagte: „Sie hatten kein Mittagessen, ich vergaß es, doch das Abendessen wird bald fertig sein und bis dahin können Sie am Strand entlang spazieren, wenn Sie das möchten.“ Amanda akzeptierte diesen Vorschlag sehr gerne und als sie die Treppe hinunter stiegen, trafen sie keine Menschenseele an. Lipari zeigte Richtung Westen und gab ihr zu verstehen, dass sie dorthin gehen dürfe. Das tat Amanda denn auch und Lipari folgte ihr mit einigem Abstand.

Es war ein düsterer Abend und das dunkle Meer schwoll stetig an. Im Weitergehen erblickte sie einen Mönch, der still und leise unter den überhängenden Klippen dahinschlenderte. Als sie näher kam, beäugte er sie von der Seite, ohne den Kopf zu heben, und ging weiter. Amanda hielt ein und beschloss, den Versuch zu wagen, das vor ihr liegende Dorf zu erreichen, sobald er sich entfernt hatte. Als sie sich nach Lipari umdrehte, war der außer Sichtweite, also eilte sie weiter, getrieben von der Angst vor Verfolgung. Als sie sich abermals umdrehte, sah sie Lipari und den Mönch im Gespräch, ersterer bemerkte jedoch bald, wohin sie zielte und schrie ihr zu, sie solle sofort anhalten, seine Stimme wurde vom Echo der Klippen zurückgeworfen. Hoffnungslos schaute sie auf die Häuser in einiger Entfernung und verlangsamte ihr Tempo. Der Mönch kam auf sie zu und fragte sie mitfühlend: „Wohin gehen Sie und wer sind Sie?“ – „Ich bin eine unglückliche Waise“, erwiderte Amanda und seufzte tief, „wenn Sie Mitgefühl kennen, dann haben Sie Erbarmen mit meinem Kummer.“ – „Wen und was fürchten Sie?“, wollte der Mönch daraufhin wissen. – „Ich fürchte um mein Leben“, Amanda zögerte, bevor sie ihm das anvertraute. Der finstere Blick, mit dem er sie nun bedachte, war so furchteinflößend, dass sie zitternd zurückschreckte; eine Vorahnung der entsetzlichen Taten, die solch ein Mann vollbringen mochte, raubte ihr die Sinne und sie sank auf den Strand nieder.

Als Rinaldi die hilflose, blasse Gestalt betrachtete, schien er zuerst von Mitgefühl angerührt, doch gleich darauf rief er sich seine Mission ins Gedächtnis und verbannte jeglichen Anflug von Barmherzigkeit aus seinem Herzen. „Soll denn die Schwäche eines Mädchens die Entschlossenheit eines Mannes ins Wanken bringen!“, sprach er zu sich selbst. Er hatte unter seiner Kutte einen Degen verborgen, zögerte jedoch, ihn zu benützen, denn vergossenes Blut könnte von den benachbarten Bauern bemerkt werden und letztendlich zur Entdeckung führen. Es wäre sicherer und leichter, die besinnungslose Amanda in die Wellen zu schubsen, die Kälte des Wassers würde sie nur für einen kurzen Moment wiederbeleben, bevor sie ihren Tod durch Ertrinken fände. Als er sich niederbeugte, um sie aufzuheben, bewegte sie sich und seine Entschlossenheit geriet nun doch ins Wanken; er trat abrupt zurück und zog sich zu den Felsen zurück, die das Haus umgaben. Amanda versuchte nun, sich mit all der ihr verbliebenen Kraft auf den Weg zum Dorf zu machen, doch sie konnte nur ein paar Schritte zurücklegen, bevor sie von Lipari eingeholt und zu ihrem Gefängnis zurückgebracht wurde. Als sie hörte, wie die schicksalshafte Tür wieder verriegelt wurde, fürchtete sie, dass sie die Mauern dieser düsteren Behausung niemals mehr lebend verlassen würde. Rinaldi hatte sich ebenfalls dort eingefunden und befahl Lipari, sein Zimmer keinesfalls ohne vorherige ausdrückliche Aufforderung zu betreten. Sodann ließ er sich schwer in einen Sessel fallen, wo er lange Zeit gedankenversunken saß. Sein Herz warf ihm das Verbrechen vor, das er beinahe begangen hätte, doch gleichzeitig bedauerte er, dass er seine ehrgeizigen Ziele aufgeben müsste, falls er nicht fähig wäre, es auszuführen und so verachtete er sich dafür, dass er seinem Zögern nachgegeben hatte.

Graf Baretti, der ursprüngliche Titel des Beichtvaters, war der jüngere Sohn einer alteingesessenen Familie, die in Mailand auf den Gütern, die sie aus einem früheren italienischen Krieg gerettet hatte, residierte. Sein Erbteil nach dem Tod seines Vaters war nicht besonders groß, er schämte sich wegen seiner finanziellen Schlechterstellung und verließ die Nachbarschaft. Die folgenden Jahre seines Lebens liegen im Dunkel, erst sein Auftauchen im Konvent Spirito Santo in Neapel, und zwar in der Kutte eines Mönchs, unter dem angenommenen Namen Rinaldi, rückte ihn wieder ins Rampenlicht. Er war schon eine Zeitlang der Beichtvater der Marquise di Sardo gewesen, als das Verhalten ihres Sohnes die Hoffnung in ihm weckte, dass er sich durch seinen Rat nicht nur nützlich, sondern sogar unentbehrlich machen konnte. Er erkannte, dass ihre Leidenschaften zwar mächtig, ihre Urteilskraft jedoch schwach war und bald gelang es ihm, sich so tief in ihr Vertrauen einzuschleichen, dass sie ihm ein hohes kirchliches Ehrenamt versprach, das sie durch ihren Einfluss vergeben konnte. Die Bedingung dafür war, dass er die Ehre ihrer Familie rettete, was, so hatte sich inzwischen herausgestellt, nur durch Amandas Tod zu erreichen war.

Lipari war ein früherer Vertrauter des Beichtvaters, von dem er aus Erfahrung nur zu gut wusste, dass man auf ihn bauen konnte. Es war schon spät, als er Lipari in sein Zimmer beorderte und ihm seine Aufgabe erklärte. Nachdem er die Tür verriegelt hatte, flüsterte er: „Es ist spät, deshalb geh in ihr Zimmer und versichere dich, dass sie schläft. Nimm das!“ Er überreichte ihm einen Degen und einen langen Mantel. „Du weißt, wie du das verwenden sollst.“ – Lipari versteckte die Waffe in seinem Kittel und bewegte sich langsam auf die Tür zu. „Mach schnell“, befahl Rinaldi, „warum zögerst du?“ – „Ich kann nicht gerade sagen, dass mir diese Angelegenheit gefällt, Signor“, gab Lipari missmutig zurück, „ich weiß nicht, warum ich immer am meisten tun soll und dafür am wenigsten bezahlt werde.“ – „Schäbiger Schurke“, rief Rinaldi aus, „du bist also unzufrieden!“ – „Es ist zu wenig“, erwiderte Lipari, „und außerdem, was hat sie mir getan!“ – „Was haben dir andere angetan? Du vergisst, dass ich dich kenne, du vergisst die Vergangenheit!“ – „Nein, Signor, diese blutige Hand ist immer vor meinen Augen und in vielen Nächten, wenn das Meer tobte und Stürme am Haus rüttelten, kamen sie, Gestalten mit klaffenden Wunden, so wie ich sie verließ, und standen vor meinem Bett. Ich sprang auf und rannte hinaus auf den Strand, um mich in Sicherheit zu bringen.“ – „Gib mir den Degen“, gab der Beichtvater schließlich nach. Lipari übergab Degen und Mantel, Rinaldi schnappte sich seine Lampe und machte sich auf zu Amandas Zimmer.

Als er sich ihrem Bett näherte, erkannte er an ihren gleichmäßigen Atemzügen, dass sie schlief. Er langte nach dem Degen und es dauerte eine ganze Weile, bis ihn seine zitternde Hand aus den Falten seines Rockes befreien konnte. Als er es endlich geschafft hatte, zog er vorsichtig das Laken von ihrer Brust und wurde von Entsetzen überwältigt. Er bemerkte ein Medaillon, das unter dem Laken lag, und in seiner Ungeduld, die Wahrheit zu erfahren, dachte er nicht darüber nach, wie der Umstand, dass er mitten in der Nacht mit einem Degen auftauchte, auf Amanda wirken mochte. Er schrie: „Wachen Sie auf! Aufwachen! Wie heißen Sie? Sprechen Sie schnell!“ Seine Stimme weckte Amanda, die aufsprang und sich ihm zu Füßen warf. „Erbarmen, Pater!“, flehte sie händeringend. Rinaldi unterbrach sie: „Warum fürchten Sie sich so sehr? Sagen Sie mir, wessen Portrait das ist!“ Amanda nahm es, betrachtete es für einen Moment, dann presste sie es an ihre Lippen: „Das war mein Vater, er ist tot, sonst hätte ich jetzt einen Beschützer!“ – „Ihr Vater!“, erwiderte Rinaldi mit schwacher Stimme. „Wie ist sein Name?“ – „Das ist ein heiliges Geheimnis“, entgegnete Amanda, „er war vom Unglück verfolgt und ich versprach, seinen Namen nicht preiszugeben.“ – „wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, befehle ich Ihnen zu sprechen!“ Die Heftigkeit seines Benehmens veranlasste die zitternde Amanda den Namen zu nennen: „Sein Name war Baretti.“ Rinaldi stöhnte und drehte sich um, doch kurz darauf wandte er sich wieder zu Amanda und wollte wissen, wo er gelebt hatte. „Das war weit

weg von hier“, antwortete sie, doch er ließ nicht locker, bis sie ihm schließlich den genauen Ort nannte. Rinaldi rief fassungslos: „Unglückliches Kind! Sieh hier deinen noch unglücklicheren Vater!“ – „Mein Vater!“, rief die völlig überraschte Amanda. – „Warum schaust du mich so vorwurfsvoll an?“, fragte Rinaldi schuldbewusst. – „Vorwurfsvoll? Meinen Vater vorwurfsvoll anschauen?“, wiederholte Amanda. „Warum sollte ich meinem Vater Vorwürfe machen?“ – „Warum?“, rief Rinaldi und erhob sich. „Oh ihr heiligen Mächte!“ Als er sich bewegte, stolperte er über den Degen zu seinen Füßen und schob ihn unbemerkt weg. Im Tumult ihrer Gedanken hatte Amanda nicht die Muße über das ungewöhnlich späte Erscheinen Rinaldis nachzudenken, doch nun wollte sie wissen, warum er sie des Nachts aufsuchte. „Es ist bereits nach Mitternacht, Vater“, sagte sie, „du kannst dir gewiss vorstellen, wie gern ich wissen möchte, warum du zu dieser Stunde in mein Zimmer kommst.“ Rinaldi blieb stumm. „Kamst du, um mich vor der Gefahr zu warnen?“, fuhr sie fort, „hast du Liparis grausame Pläne aufgedeckt?“ Rinaldi bat sie hastig, dieses Thema nicht mehr zu erwähnen und aufseufzend strebte er auf eine entfernte Ecke des Zimmers zu. Schließlich fragte sie ihn mit aller gebotenen Vorsicht, wie sie diese neuen und unfassbaren Umstände glauben sollte, sie erinnerte ihn daran, dass er ihr noch keine Beweise für seine Behauptung geliefert habe. Daraufhin erwähnte er einige Details aus Amandas Familiengeschichte, die zumindest zeigten, dass er genauestens darüber Bescheid wusste und von denen sie glaubte, dass sie niemand außer Bonetta und sie kannten. Er bat sie schließlich, sich zu beruhigen und versicherte ihr, dass sie am nächsten Tag weg von diesem Ort und in ihr Zuhause gebracht werde; er verließ schnell ihr Zimmer und kehrte in sein eigenes zurück, nicht um zu schlafen, sondern um sich der Qual seiner Reue und seines Entsetzens zu stellen.

Nachdem Rinaldi sie verlassen hatte, ließ sich Amanda nochmals alle Details, die er über ihre Familie preisgegeben hatte, durch den Kopf gehen, verglich sie mit den Erzählungen Bonettas und fand keine Widersprüche zwischen den beiden Darstellungen. Erinnerungen an die Szene am Strand vom Vorabend tauchten unwillkürlich auf und sie vermeinte, in der Figur ihres Vaters einen Gesandten der Marquise di Sardo zu erkennen. Während sie derart mit ihren Reflexionen beschäftigt war, bemerkte sie plötzlich die Spitze eines Degens auf dem Boden hinter dem Vorhang hervorlugen; sie ergriff die Waffe, starrte sie verständnislos an und für einen Augenblick erwachte ein Verdacht über die wahren Motive für Rinaldis Besuch in ihr, doch nach dem kurzen Aufflackern dieser ungeheuren Vermutung verwarf sie diese auch sogleich und war nur allzu bereit zu glauben, dass Lipari allein ihren Untergang betrieb und dass Rinaldi, nachdem er die Pläne des Schurken entdeckt hatte, in ihr Zimmer eilte, um eine Fremde zu retten und im Zuge dessen seine eigene Tochter beschützte, was ihm erst bewusst wurde, als er das Portrait an ihrer Brust sah.

Inzwischen wurde Rinaldi, eingeschlossen in seinem Zimmer, von Gefühlen ganz entgegengesetzter Natur überwältigt. Es war nun offensichtlich, dass er, indem er die verbrecherischen Absichten der Marquise in die Tat umzusetzen suchte, sein eigenes Kind drangsalierte. Jeder Schritt, den er unternommen hatte, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, fiel nun auf ihn zurück und während er in schlimmer Absicht darauf bedacht war, der Marquise und damit auch sich selbst zu dienen, indem er die Heirat von Giovanni und Amanda verhinderte, hatte er seinem eigenen Glück in geradezu barbarischer Manier entgegengewirkt. Er beschloss nun, sein ganzes Handeln darauf zu verlegen, die Folgen seiner bisherigen Taten abzuschwächen und zu unterstützen, was er vorher bekämpfte. Der erste notwendige Schritt dazu war die Befreiung Di Sardos von der Inquisition, aus dem schrecklichen Gefängnis, in das ihn Rinaldis Bemühungen gebracht hatten; doch diese Aufgabe war mit sovielen Hürden verbunden, dass Rinaldi beschloss, diese Unternehmung fürs Erste aufzuschieben und jetzt einmal ihren Aufbruch vorzubereiten. Er beorderte Lipari zu sich und befahl ihm, Pferde aus dem nahegelegenen Dorf zu holen. Dann ging er in Amandas Zimmer und sagte ihr, sie solle sich zur

Abreise fertig machen. Lipari erschien bald mit den Pferden und nach einem frugalen Frühstück machten sie sich mit Lipari als Führer auf den Weg.

Als Amanda sah, dass Lipari ihr Führer war, erschrak sie heftig, doch Rinaldi versicherte ihr, dass ihnen keine Gefahr drohte. Sie hatten bereits schweigend eine beträchtliche Distanz zurückgelegt, als Rinaldi, wie aus tiefen Träumen erwacht, plötzlich Di Sardo erwähnte. Amanda war naturgemäß begierig, etwas über seine Lage zu erfahren und erkundigte sich aufgeregt und ungeduldig nach ihm. – „Ich weiß Bescheid über eure Verbindung“, wich Rinaldi einer präzisen Antwort aus, „doch mich würde interessieren, wo ihr euch zuerst getroffen habt.“ – Amanda antwortete, dass sie Di Sardo auf dem Heimweg von der Kirche San Lorenzo mit ihrer Tante zum ersten Mal sah. Das Gespräch wurde von Liparis Ankündigung, dass sie sich der Stadt Zanti näherten, unterbrochen. Dort führte sie Lipari zu einer kleinen Herberge, wo sich die wenigen Reisenden, die diesen Weg benützten, gewöhnlich stärkten. Nachdem sie sich erfrischt hatten, sandte Rinaldi Lipari aus, um die Postpferde zu inspizieren und zivile Kleidung für ihn zu besorgen. Während dessen Abwesenheit erkundigte sich Rinaldi bei ihrem Wirt nach einem Führer, der sie durch den Teil des Waldes, den sie noch zu durchqueren hatten, lotste, denn er wollte Lipari entlassen. Inzwischen kehrte dieser erfolglos zurück, er konnte keine Zivilkleidung auftreiben, die Rinaldi gepasst hätte. Der Wirt kam mit einem Führer, einem ortsansässigen Bauern, der den Weg durch den Wald kannte und Lipari wurde entlassen. Dies nahm er mit verdrossener Miene und augenscheinlichem Groll zur Kenntnis.

Es war bereits Nachmittag, als die Reisenden aufbrachen, sie hatten sich Zeit gelassen, da sie nach Rinaldis Berechnungen die nächste Stadt leicht vor Anbruch der Dämmerung erreichen konnten. Er bewahrte wiederum dieselbe gedankenverlorene Stille, die er schon zu Beginn ihrer Reise an den Tag gelegt hatte, bis sie die Stadt erreichten, wo sie die Nacht verbringen wollten. Bald nach dem Abendessen zogen sie sich zurück und am nächsten Tag setzten sie ihren Ritt fort, nachdem es Rinaldi gelungen war, sich zivile Kleidung zu beschaffen. An diesem Tag war Rinaldi gesprächiger, er informierte seine Tochter von seinem Entschluss, sie in einem Konvent unterzubringen, bis die Zeit gekommen war, sie als seine Tochter anzuerkennen. Amanda schlug das Kloster Della Pieta vor, doch obwohl er aufmerksam zuhörte, vermochte er noch keine definitive Entscheidung zu treffen. Ihre Gedanken waren zu sehr mit ihrer Zukunft beschäftigt, um sich mit gegenwärtigen Ängsten herumzuschlagen oder sich Sorgen wegen des einsamen, ausgefallenen Pfades zu machen, auf dem sie unterwegs waren. Gegen Abend lenkte ihr Führer ihre Aufmerksamkeit auf ein verfallenes, doch in früheren Zeiten sichtlich elegantes Gebäude, das augenscheinlich unbewohnt war. Rinaldi sah eine Gestalt ihren Weg kreuzen und beschloss, hier um Erfrischungen nachzufragen. Sie ritten eine düstere Allee entlang, bis sie schließlich in einiger Entfernung einen schwachen Lichtschein ausmachten, auf den sie nun zusteuerten, bis sie durch einen Torbogen den Innenhof der Villa betraten. Die elegante Säulenhalle, das Marmorfoyer, das zu einer Zimmerflucht führte sowie alle anderen Räume der Villa machten einen trostlosen und verlassenem Eindruck. Da sie sahen, dass eine weitere Suche zwecklos war, kehrten sie zu einem Palmenhain im Außenhof zurück, in dessen Schatten sie die Überreste eines Imbisses, der sich noch in den Taschen ihres Führers fand, genossen.

„Die Zerstörung dieses Platzes ist nicht auf den Zahn der Zeit zurückzuführen“, sagte Rinaldi, „mir scheint, dass hier ein Erdbeben stattfand. Kennen Sie die Geschichte dieses Platzes, mein Freund?“ – „Nie werde ich das Erdbeben vergessen, das diese Ruinen hinterließ, Signor“, erwiderte der Bauer. „Ich war damals ungefähr siebzehn. Baron di Lodi lebte hier, doch seitdem hat man nie wieder von ihm gehört. Er hatte sich Verbrechen schuldig gemacht, die sogar den Teufel entsetzt hätten, deshalb bedauerte auch niemand sein Verschwinden.“ – „Der Baron di Lodi!“, rief Rinaldi aus. Amanda wollte

wissen, ob auch andere Personen Schaden genommen hätten. – „Ich werde Ihnen alles erzählen, Signora. Es war bereits Mitternacht, als die heftigsten Erdstöße zu spüren waren und die Familie hatte sich schon zurückgezogen. Das Zimmer des Barons befand sich in einem alten Turm, was uns Außenstehende verwunderte, da die Räume der neuen Villa ausgesprochen schön und bequem waren. Man kann noch ein Fenster des alten Zimmers sowie den Türrahmen sehen, doch Dach, Tür und auch der Fußboden sind zerstört, wie Sie sehen können. Dort schlief der Baron und unter dem Trümmerhaufen liegen gemeinsam die Überreste des Zimmers und die des bösartigen Barons.“

Amanda betrachtete den Schuttberg, als sie von einer Gestalt in der Allee, deren Form Lipari ähnelte, abgelenkt wurde. Sofort eilte Rinaldi mit ihrem Führer dorthin, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Amanda fürchtete, schließlich doch noch ermordet zu werden und rief laut nach ihm. Schließlich ging sie ins Haus und nachdem sie die Zimmerflucht hinter der Eingangshalle durchstreift hatte, betrat sie einen Gang, der zu einem großen Saal führte. Hier vernahm sie einen Schuss, der offensichtlich in der Allee abgefeuert wurde. Amanda wollte sich gerade in diese Richtung aufmachen, als sie Schritte hörte. In ihrer Angst, es könnte Lipari sein, verbarg sie sich in einer Mauernische. Sie beobachtete eine Gestalt, die in den Hof hinaus huschte, ihn überquerte und in die Allee einbog. Amanda fürchtete, er könne dort auf ihren Vater treffen und ihn töten. Als sie dessen Stimme vernahm, rief sie ihm zu, er solle sich vor Lipari in Acht nehmen, gleich darauf hörte sie einen Pistolenschuss, gefolgt von deutlichem Stöhnen, das immer näher kam und bald darauf stürzte eine blutbedeckte Person in den Hof. Mitgefühl besiegte die Angst und Amanda lief aus ihrem Versteck, doch Rinaldi war nirgends zu sehen. Als sie auf die Allee zurannte, wies ihr eine Blutspur den Weg zu einem schmalen Gang, der zum Fuße des Turmes führte. Sie zögerte, bevor sie weiter ging und plötzlich hörte sie Schritte aus der Allee kommend und Rinaldi, der laut ihren Namen rief.

„Sahst du jemanden vorüberlaufen?“, fragte er, während er näher zu seiner Tochter trat. – „Ja“, erwiderte sie, „und ich fürchtete, du wärst es, denn er war verwundet.“ – „Welche Richtung schlug er ein?“, fragte Rinaldi aufgeregt, „verwundet sagtest du?“ – „Ja, wahrhaftig, er war verwundet! Bedenke, wie ich leiden würde, wärst du verletzt. Oh bitte, verschone ihn und dich!“ – „Was! Einen Meuchelmörder verschonen!“, rief Rinaldi. – „Ein Meuchelmörder!“, Amanda war entsetzt, „trachtete er dir nach dem Leben?“ – „Nein, nicht mir!“, antwortete Rinaldi, „aber lass mich vorbei, damit ich ihn finde.“ – „Nein, mein Vater, verschone ihn nur diesmal, vielleicht übte auch er einmal Gnade.“ – „Du weißt nicht, an wen du dein Mitgefühl verschwendest!“, rief ihr Vater, doch er verließ mit ihr den Hof und sie gingen die Allee entlang, bis sie ihren Führer erreichten, der mit den Pferden wartete. Rinaldi wusste, dass es bei Liparis Auftrag um Amandas Leben ging und seine nachgiebige Haltung seinem unschuldigen Opfer gegenüber bewog Rinaldi nun, ihn laufen zu lassen; außerdem vertraute er darauf, dass seine ihm zugefügten Wunden das ihre dazu tun würden, um ihn seinem gerechten Schicksal zuzuführen.

Die Reisenden bestiegen ihre Pferde und galoppierten davon, bis sie ein steiler Abhang zwang, ihr Tempo zu reduzieren. Als sie ihre Pferde an den Leinen führten, erkundigte sich Rinaldi sehr genau nach den weiteren Details über die Villa und wer bei dem Unglück noch ums Leben gekommen war. „Der Einsturz des alten Turmes“, gab der Bauer Auskunft, „warnte die übrigen Bewohner rechtzeitig und so verließen sie das Gebäude vor den zwei weiteren Erdstößen. Niemand außer dem Baron kam ums Leben. Die Baronesse war eine gute Seele und glücklicherweise schon viele Jahre davor gestorben. Er hatte auch eine Tochter, die unter ihm litt und die durch das Erdbeben ihre Freiheit erlangte.“ – Rinaldi fragte nun, wie weit sie vom Gasthaus entfernt waren und ob die Donnerbüchse geladen war. „Wir sind nicht weit vom Gasthaus“, erwiderte der Führer, „aber wenn Sie soviel über

den Mann, den wir in der Villa zurückließen, wüssten wie ich, Signor, würden Sie der Büchse eine dreifache Ladung verpassen. Er kennt mich und ich weiß über die Angelegenheiten eines jeden Bescheid; schlechte Taten wollen ans Licht, Signor. Als die Leute zuerst Berichte über den Mann hörten, die so erschreckend waren, dass sie beschlossen ...“ – „Dieses Thema interessiert mich nicht und ich will auch nichts darüber hören“, sagte Rinaldi streng. „Es tut mir leid“, entschuldigte sich der Mann, „ich dachte nicht, dass Sie davon betroffen wären.“ – „Kümmern Sie sich um Ihre Aufgaben“, gab Rinaldi zurück, „und keine ungefragten Vermutungen in Zukunft.“ – Damit beendete er das Gespräch, doch Amandas Neugierde war geweckt, denn aus dem Verhalten ihres Vaters schloss sie, dass zwischen ihm und Lipari doch eine nähere Beziehung bestand, als sie zuerst angenommen hatte.

Nachdem sie einen Hohlweg passiert hatten, kamen sie in eine Stadt, auf deren Marktplatz ein Jahrmarkt stattfand. Rinaldi betrachtete das bunte Treiben missmutig und wies den Führer an, sie zum besten Gasthaus der Stadt zu bringen. Der Bauer kam der Aufforderung nicht gleich nach, die Ausgelassenheit des Markttreibens hatte seine Redseligkeit wieder angefacht und so meldete er sich zu Wort: „Nun gut, Signor, denken Sie nicht mehr an den verwüsteten Palast, wo uns der Mann, der uns nicht ermordete, eine wilde Verfolgungsjagd lieferte; lassen Sie diesen lustigen Markt all die trüben Gedanken aus Ihrem Kopf vertreiben. Nun möchten Sie vielleicht doch den Rest der Geschichte hören, die ich gerade erzählen wollte, als Sie mich so kurz angebunden zum Schweigen brachten. Sie müssen die Geschichte hören. Aber schauen Sie hier, Signor, sehen Sie nur den Punchinello und den Jongleur, was für Tricks! Wie schnell er den Affen in einen Teufel verwandelt hat!“ – „Sei still!“, rief Rinaldi verärgert, „und führe uns zum Gasthof!“ – Als sie sich durch die Menschenmenge kämpften, wurden sie vor einer provisorischen Bühne aufgehalten; eine Tragödie wurde aufgeführt, lächerlich genug, um die Menge zum Lachen zu bringen. Der Mönch wandte sich ab, doch der Führer packte ihn in seiner Überraschung am Arm und schrie: „Schauen Sie, Signor, sehen Sie den Schurken! Er hat seine eigene Tochter ermordet!“ – Rinaldis Gefühle waren in diesem Moment so übermächtig, dass er am ganzen Körper zitterte. Amanda hingegen war dankbar, dass sie im Gegensatz zu der unglücklichen Virginia einen beschützenden Vater hatte, doch als sie seinen Gesichtsausdruck sah, erschrak sie vor seinen Seelenqualen. Bis ins Herz getroffen presste Rinaldi seinem Pferd die Sporen tief ins Fleisch und sie erreichten das Gasthaus ohne weitere Unterbrechung. Der Bauer war verärgert über die brutale Behandlung seines Pferdes und schwor, dass es als Wiedergutmachung das schmackhafteste Futter und das beste Stroh haben sollte, das an diesem Ort zu finden war und Amanda belohnte diese Menschlichkeit mit dem letzten Dukaten, der ihr verblieben war.

Rinaldi verbrachte eine schlaflose Nacht, seine Gedanken drehten sich um das Benehmen ihres Führers ihm gegenüber. Die meiste Zeit legte er eine Naivität an den Tag, die sich schwer mit den pointierten Bemerkungen vereinbaren ließ, mit denen er immer wieder die Aufmerksamkeit auf bestimmte Ereignisse lenkte. Rinaldi wollte herausfinden, was er wusste, wenn möglich ohne einen Verdacht zu wecken und sollte er zuviel wissen, müsste sein Tod das Geheimnis wahren. Des Nachts rief Rinaldi den Führer zu sich, um ihm seinen Lohn auszuhändigen und ermahnte ihn, sich auf dem Rückweg vor Lipari zu hüten. „Doch vielleicht“, fügte er hinzu, „ist dein Bericht von ihm irrig, obwohl dieser Geschichte etwas sehr Seltsames anhaftet.“ – „Es ist eine lange Geschichte“, erwiderte der Mann, „doch nun, da Sie etwas höflicher sind als vorher, macht es mir nichts aus, sie zu erzählen: Besagter Mann tauchte plötzlich in dem Haus am Meer auf, niemand wusste, wie das geschah, denn der Ort war verbarrikadiert, seit der Mann und der Baron miteinander zu tun hatten. Und es gibt keinen Zweifel daran, dass die beiden in Verbindung standen, denn sie waren zwei der ärgsten Verbrecher, die je existierten. Warum sehen Sie mich so an, Signor? Glauben Sie mir, der Baron hätte

nicht böser schauen können, wenn ich das zu ihm gesagt hätte.“- „Erzähle nicht so weitschweifig“, wies ihn Rinaldi mürrisch zurecht.

„Nun Signor, um mit der Geschichte zu beginnen: In einer trüben Novembernacht war Matto Thonio, ein Fischer, der zur Zeit meiner Kindheit in unserer Stadt lebte, auf dem Meer; ein Sturm zog auf und es wurde dunkel. Matto verirrte sich auf dem Heimweg, der Regen prasselte nur so herab und die Brandung drohte ihn mitzureißen, also suchte er unter hohen Felsen Zuflucht, wo er sich ein Lager zurecht machte. Plötzlich entdeckte er eine Laterne und dann einen Mann, der mit einem schweren Sack auf dem Rücken den Strand entlang stolperte. Schließlich setzte er seine Last auf einem Stein nahe Mattos Unterschlupf ab. Dieser dachte sogleich an Räuber und vermutete, dass der Sack die Beute enthielt, doch während er sich noch fragte, was wohl darin wäre, nahm der Mann sein Gepäck wieder auf und wankte davon. Matto verlor ihn bald aus den Augen. Als der Sturm etwas nachließ, kroch der Fischer aus seinem Bau und machte sich auf den Heimweg. Doch bald bereute er, seinen Unterschlupf verlassen zu haben, denn der Sturm nahm wieder Fahrt auf und war bald schlimmer als zuvor. Matto war ihm ausgeliefert, keine Zuflucht in Sicht. In diesem Dilemma bemerkte er in einiger Entfernung ein Licht und ging darauf zu. Er kam an ein Haus, klopfte zweimal, doch niemand öffnete. Als er sich jedoch an die Tür lehnte, um dem strömenden Regen zu entgehen, gab sie nach und er betrat das Haus. Er tastete sich durch die dunklen Räume, bis er in ein Zimmer kam, in dem noch etwas Glut im Herd ein schwaches Licht verströmte. Als er sich am glimmenden Feuer wärmte, trat ein Mann mit einer Laterne ein und Matto bat ihn um Unterkunft. Der Mann erleichte und Matto fürchtete schon, er würde hinausgeworfen, also bot er ihm einen Teil seines Fischfangs an. Das war sein Glück, denn der Mann legte Holz nach, um den Fisch zu braten. Im Schein der lodernden Flammen erkannte Matto, dass es sich um den Mann vom Strand handelte und als er den Sack in der Ecke erblickte, war er sich dessen ganz sicher. Nun, dieser Mann ...“

„Dieser Mann war zweifellos Lipari“, warf Rinaldi ein, „und das Haus am Strand dasselbe, das du vorher schon erwähntest.“ – „Gut geraten“, meinte der Bauer bedeutungsvoll, „obwohl, um die Wahrheit zu sagen, dachte ich schon, dass ich Ihnen das nicht zu sagen brauche. Nun, um fortzufahren: Bald darauf verließ Lipari das Zimmer, um einen Teller für den Fisch zu holen, die Laterne nahm er mit. Nun, dachte Matto, im Licht des Feuer werde er schon sehen, was der Sack enthielt und er wollte die Gelegenheit nicht ungenutzt verstreichen lassen. Er hob ihn auf, Signor, konnte ihn jedoch nicht halten und so knallte er auf den Boden. Reiche Beute, dachte er, als er die Schnur löste, mit welcher der Sack zugeschnürt war, und hineingriff. Was denken Sie, Signor, was er wohl erfüllte? Totes Fleisch! Und als er nachsah, erblickte er das Gesicht eines Leichnams. Ah, der arme Matto wurde vor Schreck fast selbst eine Leiche. Er war – genauso blass wie Sie jetzt, Signor! Aus Angst vor dem, was wohl folgen mochte, flüchtete er ungeachtet des Sturmes, bevor der Mann zurückkam, doch kurz darauf wurde er sehr krank. Nun kommt der seltsamste Teil der Geschichte, von der ich erst die Hälfte erzählt habe und die mich so entsetzte, dass mir die Haare zu Berge standen, als ...“

„Ich werde mir diese sinnlose Geschichte des alten Mannes nicht länger anhören“, unterbrach ihn Rinaldi, „hier ist dein Lohn, du kannst gehen.“ – „Signor“, entgegnete der Bauer, „würden Sie die Geschichte nicht kennen, hätten Sie bestimmt den Wunsch, das Ende zu hören.“ – „Hör zu!“, sagte Rinaldi, „obwohl an deiner Erzählung nichts Wahres ist, so glaube ich doch, dass besagter Lipari ein Desperado ist, der dich töten könnte, wenn du an der Villa vorbeikommst. Deshalb gebe ich dir diesen Degen zusätzlich zu deiner Pistole mit.“ Der Bauer hätte gerne abgelehnt, doch Rinaldis Worte und Blicke überzeugten ihn, dass es besser für ihn wäre, die Waffe zu akzeptieren. Bevor der Führer

den Raum verließ, beauftragte ihn Rinaldi noch, den Wirt zu ihm zu schicken, denn er wollte gleich nach Rom aufbrechen. Dies war allerdings eine Täuschung seitens Rinaldis, der mit Amanda nach Neapel reiste.

Schließlich machten Vater und Tochter in einer größeren Stadt Rast. Hier erkundigte sich Rinaldi nach Klöstern in der näheren Umgebung, was wiederum Amanda erschreckte, die ihrem Vater mit allem Nachdruck darlegte, dass es für sie sicherer wäre, in die Villa Altieri zurückzukehren und dann im Konvent Della Pieta Unterkunft zu finden, als sie in einem entfernten Kloster unterzubringen, wo er ihre Identität preisgeben müsste. Nur ein Argument sprach gegen ihren Wunsch, nämlich die Gefahr von der Marquise aufgespürt zu werden, deren Hartnäckigkeit nichts unversucht lassen würde, ihren mörderischen Plan zu vollenden. Diese Gefahr wurde allerdings durch den Umstand gemildert, dass der Konvent sehr weitläufig war und sowohl die Äbtissin als auch die Nonnen für Amandas Wohl und Sicherheit sorgen würden.

Als sich die Kutsche Neapel näherte und die Bucht sich vor ihren Blicken ausbreitete, wurde Amanda von ihren Gefühlen überwältigt. Jede Ansicht erinnerte sie an Di Sardo und an vergangenes Glück. Und ihr Vater las in ihrer Miene die Gefühle, die sie bewegten. Um jegliche Aufmerksamkeit zu vermeiden, erreichten sie die Villa Altieri erst spätabends. Annetta, die alte Haushälterin, erschien sofort am Tor und empfing ihre junge Herrin wärmstens. Rinaldi stieg ebenfalls aus und betrat die Villa, um seine Mönchskutte wieder anzulegen. Er sagte Amanda, dass sie sich nicht mehr sehen würden, bis sich eine passende Gelegenheit ergab, um sie als seine Tochter anzuerkennen. In der Zwischenzeit würde er ihr bei Bedarf schreiben und sie könnte sich ebenfalls schriftlich unter einem angenommenen Namen an ihn wenden, an eine Adresse, weit entfernt von seinem Kloster. Er legte ihr ans Herz, bei allem was ihr lieb und teuer wäre, auf keinen Fall das Geheimnis ihrer Herkunft zu enthüllen und sogleich am nächsten Tag nach La Pieta zu ziehen. Nachdem er sich verabschiedet hatte, kehrte er als weitgereister Pilger in den Dominikaner Konvent San Spirito zurück.

Die Marquise residierte in ihrer herrschaftlichen Villa an der Bucht von Neapel und dorthin machte sich ihr Beichtvater zu seinem ersten Besuch auf. Er erschauerte, als er die ausgestreckte Hand der bereitwilligen Mörderin seines Kindes berührte. Nach den üblichen einleitenden Komplimenten entstand eine längere Pause. Die Marquise hatte Angst zu erfahren, dass Amanda noch lebte und der Vater schreckte davor zurück, ihr die unausweichliche Enttäuschung zu bereiten. Er überlegte, wie er das Gespräch auf ihre noble Familie bringen könnte, als die ungeduldige Marquise begann: „Sagen Sie, mein tröstlicher Ratgeber, ist die Ursache meines Elends ausgeräumt? Befreien Sie mich von dieser Ungewissheit! Sie zögern! Sagen Sie, haben Sie die Tat ausgeführt? Wurde sie auf dem Altar der Gerechtigkeit geopfert?“ Die Marquise beobachtete die widerstreitenden Gefühle, die sich auf Rinaldis Gesicht abzeichneten und drängte auf eine Antwort. „Sie wurde verschont“, erwiderte Rinaldi, „und Sie haben nichts zu befürchten.“ – „Sie verschont“, wiederholte die Marquise, „und ich nichts zu befürchten! Was ist das für ein Rätsel, Pater?“ – „Kein Rätsel, sondern eine Tatsache, über die wir uns freuen sollten, denn die Ehre Ihres Sohnes ist unangetastet und ein fürchterliches Opfer wurde verhindert.“ Rinaldi enthüllte nun einige Details über Amandas Familie, wobei er sorgfältig darauf achtete, dass sein Anteil geheim blieb und er erlaubte sich zu hoffen, dass das Unglück ihres Sohnes gestillt würde, nun da einer Heirat mit der Frau seines Herzens nichts mehr im Wege stand, war sie doch seiner würdig. Er fügte hinzu, dass er diese Verbindung zu verhindern suchte, solange er vom Gegenteil überzeugt war, doch nun waren seine Vorurteile ausgeräumt und er vertraute darauf, dass der gesunde Menschenverstand die Marquise davon abhielt, ihren Sohn weiter zu verfolgen.

Die Marquise ging weder auf seine Argumente ein noch beehrte sie auf, sie fragte nur, ob Amanda irgendeinen Verdacht hegte, weshalb sie entführt wurde beziehungsweise wer dies veranlasst hatte. Der Mönch verneinte diese Fragen mit aller gebotenen Vorsicht und wurde nochmals gefragt, was mit Amanda geschehen war. Er wich dieser Frage aus, indem er das Gespräch auf Di Sardo lenkte, ohne einen Hinweis auf seine tatsächliche Lage im Gefängnis der Inquisition zu geben. Weder die Marquise noch der Marquis zweifelten daran, dass er auf der Suche nach Amanda war, letzterer hatte aus Sorge um seinen Sohn einige seiner Leute ausgeschickt, um ihn zu suchen. Bevor sich der Beichtvater verabschiedete, fragte die Marquise nochmals nach Amandas gegenwärtigem Aufenthaltsort. Doch der schlaue Mönch bekräftigte nur, dass ihr Zufluchtsort keinem außer ihm bekannt war und weit außerhalb Neapels lag, er nannte sogar einen erfundenen Namen. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen verabschiedete sich Rinaldi, fest entschlossen, die Hochzeit, die sie so sehr verabscheute, ohne ihr Wissen oder ihre Einwilligung voranzutreiben; und die Marquise war ebenso fest entschlossen, ihm unmerklich ihr Vertrauen zu entziehen und sich einen willfährigeren Komplizen zu suchen.

In Einklang mit den Wünschen ihres Vaters zog Amanda in den Konvent La Pietà, wo sie freundlich und respektvoll empfangen und behandelt wurde. Das Gebäude war herrlich gelegen und die natürliche Schönheit der Gärten wurde durch kunstvolle Planung unterstrichen. Hier konnte Amanda über Di Sardos ungewisses Geschick nachdenken. Inzwischen schauderte sie der Gedanke an ihre Verbindung mit Rinaldi, von dem sie noch immer keine Nachricht erhalten hatte. Die Marquise stellte nach wie vor eine unüberwindliche Hürde auf dem Weg zu einer Vereinigung mit Di Sardo dar. Amanda wusste inzwischen genug über deren Charakter, um sie zu verabscheuen, doch wie würde sie erst leiden, wüsste sie, dass ihr Vater deren Komplize war. Dieses Wissen blieb ihr allerdings genauso wie Di Sardos tatsächliche Lage erspart und so wartete sie in hoffnungsvoller Ungewissheit auf die zukünftigen Ereignisse.

Während sich die letzten Begebenheiten in den Garganus und in Neapel abspielten, schmachteten Di Sardo und sein Diener in getrennten Zellen im Gefängnis der Inquisition; wenn sie getrennt verhört wurden, erstaunte Lupo die Inquisitoren jedes Mal durch sein empörtes Zurückweisen jeglicher Schuld seines Herren, solche Treue war ihnen bisher fremd. Mit allen Mitteln versuchten sie Di Sardo dazu zu bewegen, seine Schuld einzugestehen und eventuelle Mitwisser preiszugeben, dabei vermieden sie sorgfältig das Verbrechen, dessen er angeklagt war, zu benennen; er wusste jedoch von den Benediktinern und den Vorgängen in der Kapelle von San Sebastian, dass er der Entführung einer Nonne bezichtigt wurde. Am Ende seiner zweiten Befragung drohten sie ihm Folter an, bevor er wieder in seine Zelle gebracht wurde.

Auf dem Weg in seine düstere Bleibe begegnete ihm eine Person, deren Gestalt und Habitus ihn überzeugten, es handle sich um denselben prophetischen Mönch, der immer wieder in den Ruinen der Festung Paluzzi auftauchte. Bevor sich Di Sardo von seiner Überraschung erholen konnte, war er jedoch verschwunden und vergeblich bat er die Wachen, ihn dem Unbekannten folgen zu lassen. Während sie durch die Gänge gingen, drang von Zeit zu Zeit ein halbersticktes Stöhnen an sein Ohr; Di Sardo erschauerte. „Das kommt aus den Folterverliesen“, belehrte ihn einer seiner Wächter, „wir bringen Gefangene hierher, damit sie das Stöhnen hören und einen Vorgeschmack auf das bekommen, was sie erwartet.“

Nach einigen Tagen wurde Di Sardo erneut zu einer Befragung geholt und wieder ohne Ergebnis in die Zelle zurückgebracht. Als er nach vier Wochen zum vierten Mal vor dem Tisch im Heiligen

Offizium stand, lag ein ungewöhnlicher Ernst über den Vorgängen. Da bis dahin keine Beweise für seine Unschuld aufgetaucht waren, wurde festgelegt, dass die peinliche Befragung in drei Stunden stattfinden sollte. Inzwischen brachte man ihn in seine Zelle. Ungefähr um Mitternacht wurde die Zellentür von zwei schwarzgekleideten Männern entriegelt, die ihm wortlos einen Umhang überwarfen und ihn in einen großen, düsteren Raum brachten, dessen Wände mit schwarzen Tüchern verhangen waren und der nur durch eine glimmende Lampe schwach beleuchtet war. Folterinstrumente lagen zu seinen Füßen und schrecklich anzuschauende Gestalten schlichen an ihm zur Todesmusik aus Stöhnen und ersterbendem Murmeln vorbei. Nun wurde eine Glocke geläutet und Di Sardo in den hinteren Teil dieser Höhle des Todes gebracht. Dort erblickte er den Großinquisitor, den Anwalt und einen gewöhnlichen Inquisitor unter einem schwarzen Baldachin, die offensichtlich die Folter leiteten. In einiger Entfernung von diesem Tribunal stand ein großer eiserner Rahmen, wahrscheinlich eine Folterbank, daneben befand sich ein Sarg. Als die Tür einer Gruft auf der Seite geöffnet wurde, drang daraus der schrille, ohren- und sinnenbetäubende Schrei eines Menschen, der gerade zerfleischt wurde. Vor diesem Höllengericht befahl der Großinquisitor nun Di Sardo zu gestehen und damit den Qualen, die ihn erwarteten, zu entgehen.

„Ich bin unschuldig“, erwiderte Di Sardo mit fester Stimme, „würde ich nur gestehen, um der Folter zu entgehen, würde eure Streckbank die Wahrheit entstellen; dann würde mich der Himmel für schuldig befinden, denn Angst vor Schmerzen hätte die Stelle von Beweisen eingenommen. Deshalb lasten die Folgen eurer Folter auf eurem Gewissen.“ Der Großinquisitor hörte aufmerksam zu, doch der Inquisitor gab das Signal zur Vorbereitung der Folter. Währenddessen schritt der geheimnisvolle Unbekannte aus der Festung Paluzzi quer durch den Raum und verschwand durch eine Tür, die zu weiteren Grüften führte. Di Sardos Fragen nach seiner Identität wurden durch die Folterknechte unterbrochen, die ihn mit starken Stricken festbanden und ein großes schwarzes Tuch über ihn breiteten, damit er die Vorbereitungen nicht sehen konnte. Nun fragte ihn der Inquisitor nochmals: „Haben Sie jemals einen katholischen Priester in der Kirche von San Spirito in Neapel beleidigt?“ – „Während er eine heilige Bußübung verrichtete, die er deswegen abbrechen musste“, fügte eine dumpfe Stimme hinzu. Bei ihrem Klang zuckte Di Sardo zusammen, denn es war die Stimme des Mönches aus der Festung Paluzzi. Sie wiederholte: „Wo sahen Sie Amanda Lusigni zum ersten Mal? Warum beachteten Sie die warnende Stimme aus der Festung nicht?“ – „Die Stimme, die ich jetzt höre, warnte mich“, antwortete Di Sardo, „Sie prophezeiten Bonettas Tod; Sie sind Vater Rinaldi, mein Feind, mein Ankläger, den ich in der Kirche San Spirito beleidigte, um das Unrecht an Amanda Lusigni zu vergelten, was ich hiermit zugebe.“ – „Wer befragte diesen Gefangenen?“, wollte der Großinquisitor wissen, „der Antworten auf Fragen gibt, die niemand stellte?“ Nachdem sich die darauf folgende Verwirrung gelegt hatte, war wiederum die Stimme des Mönches zu vernehmen, er wandte sich an Di Sardo: „Soviel bin ich bereit zu sagen: Ich bin nicht Rinaldi.“ Di Sardo zweifelte nun an dem, was er zuvor behauptet hatte und beschwor den Fremden eindringlich, seinen Namen und die Gründe für sein wiederholtes Auftauchen zu nennen. „Wer ist dieser Fremde unter uns?“, fragte der Großinquisitor, doch niemand antwortete und nach geraumer Zeit wurde das Tuch von Di Sardo weggezogen und er wurde in seine Zelle zurückgebracht.

Dort lag er ausgestreckt auf dem Stroh und verglich in Gedanken die Gestalt in der Festung Paluzzi mit Rinaldi, doch er kam auf keinen grünen Zweig. Schließlich fiel er in einen unruhigen Schlaf und träumte, dass ihn der Fremde verfolgte, seine Kapuze zurückschlug und ein Gesicht sichtbar wurde, das er vorher noch nie gesehen hatte. Die Gestalt zog ein Stilet aus den Falten seiner Kutte und zeigte mit furchteinflößendem Gesichtsausdruck auf die Flecken, welche die Klinge färbten. Er schreckte aus dem Traum auf, doch wie groß war erst sein Entsetzen, als die ominöse Gestalt

tatsächlich vor ihm stand. Der Fremde kam auf ihn zu und Di Sardo erblickte das Gesicht, das er vorher in seinem Traum gesehen hatte. „Diese Nacht blieben Sie verschont“, sagte der Fremde, „stellen Sie keine Fragen, sondern antworten Sie mir. Kennen Sie Pater Rinaldi?“ – „Ja, seit zwei Jahren“, antwortete Di Sardo, „er war der Beichtvater meiner Mutter.“ – „Haben Sie jemals etwas über sein ungewöhnliches Leben gehört?“, wollte der Fremde weiter wissen. – „Niemals!“, erwiderte Di Sardo und ihm fiel die Geschichte ein, die Lupo in den Ruinen der Festung Paluzzi erzählt hatte. – „Nie von einer Beichte in der Kirche von Santa Maria della Pianto? Nie gehört, dass er eine Ehefrau, einen Bruder hatte?“ – „Ich hörte von der Beichte“, bekannte Di Sardo, „doch nichts von den anderen Dingen.“ – „Nie gehört, dass er des Mordes schuldig ist?“ – „Nie! Niemals!“, rief der entsetzte Di Sardo.

„Morgen Nacht, wenn Sie vor dem Gericht in der Folterkammer stehen und nach Pater Rinaldi gefragt werden, sagen Sie, dass er fünfzehn Jahre lang als Dominikanermönch im Kloster des Spirito Santo in Neapel lebte. Wenn Sie weiters gefragt werden, wer er ist, so antworten Sie: Vincenzo Graf di Pontolo. Wenn Sie nach den Motiven für seine Verkleidung gefragt werden, beziehen Sie sich auf den Beichtstuhl des Schwarzen Kruzifixes in Santa Maria della Pianto und ersuchen Sie das Gericht, Pater Amato di Vallero einzubestellen, den distinguierten Bußprediger des Ordens, damit er die Beichte, die am 24. April 1754 an jenem Ort abgelegt wurde, offenlege. Ich werde als Zeuge anwesend sein, vielleicht jedoch nicht sichtbar.“ – „Wenn Sie das alles wissen“, sagte Di Sardo, „und die Gerechtigkeit lieben, warum holen nicht Sie Pater Amato? Doch zuerst möchte ich wissen, wer Sie sind.“ – „Wenn alles erledigt ist, sollen Sie mich kennenlernen“, antwortete der Fremde, indem er das Stilett wieder hervorzog, „betrachten Sie die Flecken darauf! Dieses Blut könnte Ihres retten. Hier ist die Wahrheit! Morgen Nacht werden Sie mich in der Folterkammer antreffen.“ Im selben Augenblick war der Fremde verschwunden und Di Sardo blieb überwältigt von dem, was er gesehen und gehört hatte, zurück, bis der Wächter mit Brot und Wasser kam. Di Sardo fragte ihn aufgeregt nach dem Namen und der Position des Fremden, der ihn gerade erst verlassen hatte, doch zu seinem Erstaunen leugnete der Schließer, irgendjemandem begegnet zu sein; keiner von beiden konnte sich diesen Umstand erklären.

In der folgenden Nacht wurde Di Sardo mit verbundenen Augen vor das Tribunal des Schreckens gebracht und aufgefordert, alles offenzulegen, was er über den Mönch Rinaldi wusste. „Ich weiß von keinem Verbrechen, das er begangen hat“, sagte Di Sardo. – „Warum laden Sie nicht Pater Amato vor?“, fragte die dumpfe Stimme des nächtlichen Besuchers, „merken Sie sich meine Worte!“ – „Verhaften Sie diese Person“, rief Di Sardo, „es ist die Stimme meines Informanten! Er sprach leise und schien in meiner Nähe zu sein!“ Das war dem Gericht noch nicht untergekommen und sie betrachteten es als einen Akt der Gerissenheit oder der Verzweiflung seitens des Gefangenen; gleichzeitig wollten sie von ihm wissen, welche Informationen er bekommen habe. Di Sardo erzählte nun getreulich, was ihm der Fremde aufgetragen hatte und erklärte, dass er keine Anklage gegen Pater Amato oder eine andere Person vorzubringen habe. Die Aufmerksamkeit des Gerichts richtete sich darauf, den mysteriösen Fremden zu entlarven und Di Sardo wurde die Augenbinde abgenommen, damit er ihn identifizierte. Er entdeckte jemanden, der ihm der Gestalt nach ähnelte und ersuchte die Inquisition seine Enthüllung zu veranlassen. Inzwischen hörte er die Stimme des Mönchs fragen: „Wer ruft?“ Doch er konnte nicht herausfinden, woher sie kam. Als die Kapuze des Mannes, den Di Sardo identifiziert hatte, abgenommen wurde, sah er, dass es nicht das Gesicht des Fremden war, obwohl es ihm irgendwie bekannt vorkam. Dies führte dazu, dass die Vorkommnisse der letzten Nacht genauer untersucht wurden und das Gericht ließ die Wachhabenden vorführen, die

bekräftigten, dass sie keinen Fremden gesehen und niemanden in Di Sardos Zelle gelassen hätten. Daraufhin wurde dieser in seine Zelle zurückgeführt.

Rinaldi und Amato wurden auf Betreiben des Heiligen Offiziums verhaftet. Ersterer war auf dem Weg nach Rom, in der Absicht, sich um Di Sardos Freilassung zu bemühen, er hatte keinerlei Verdacht, dass er in Gefahr sein könnte. Zum ersten Mal trafen Rinaldi und Amato in der Gerichtshalle aufeinander. Di Sardo wurde hinzugerufen, um Rinaldi zu identifizieren. Anschließend wurde Amato, der oberste Bußprediger, dazu aufgefordert, die Beichte vom Vorabend des Markusfestes öffentlich darzulegen. Was er sagte, war wie folgt: „Am Vorabend des Markusfestes 1754 wurde ich auf das Stöhnen eines Menschen auf der linken Seite des Beichtstuhls, in dem ich meine Pflichten verrichtete, aufmerksam. Ich bemühte mich, dem reuigen Sünder, dessen Herz ein Geheimnis zu sprengen drohte, Hoffnung auf Barmherzigkeit zu vermitteln. So wie mich die Erinnerung an dieses Geheimnis immer noch vor Schreck erstarren lässt, wird es auch Ihnen, heilige Väter, gehen. Er trug die weiße Kutte eines Karmeliter und seine Gestalt ähnelte Pater Rinaldi, der jetzt vor mir steht, aber ich kann nicht beschwören, dass er es war. Ich sah damals sein Gesicht nicht, doch ich kann weder seine Stimme noch die Beichte jemals vergessen.“ – An dieser Stelle musste der oberste Bußprediger eine Pause einlegen, so überwältigt war er; schließlich war er fähig fortzufahren: „Heiliges Gericht, der Büsser begann folgendermaßen: Ich ging durchs Leben als Sklave schrecklicher Leidenschaften, Ursachen unaussprechlicher Exzesse. Ich hatte einst einen Bruder, dieser Bruder hatte eine Ehefrau, sie war schön und tugendhaft, ich liebte sie – und verzweifelte! Meine Verzweiflung ließ mich eine grauenvolle Tat begehen: Mein Bruder starb. – „Hier“, unterbrach sich Amato, „begann ich zu zittern, doch meine Lippen waren verschlossen.“ – Der Büsser fuhr fort: Mein Bruder starb weit entfernt von seinem Heim. Starb, sagte ich? Ich war sein Mörder. – „Diese Worte trafen mich zutiefst“, unterbrach sich Amato wieder, „in heftiger Erregung sprach der Büsser weiter.“ – Ich stellte den Tod meines Bruder derart dar, dass seine Witwe nie Verdacht schöpfte, was seine wahre Todesursache anging. Nach der üblichen Trauerzeit hielt ich um ihre Hand an und wurde abgewiesen. Ich sah zu, dass sie ihr Haus verlassen musste und unter dem Druck meiner Drohungen willigte sie schließlich in die Heirat ein. Aber Glück und reines Gewissen hatten mich für immer verlassen. Sie verachtete mich! Ich allerdings hegte den Verdacht, dass sie einem anderen zugetan war und mich deshalb ablehnte. Eifersucht ließ mich nach möglichen Rivalen Ausschau halten und bald vermutete ich, dass ein ganz bestimmter Mann meine Frau liebte und dass die Zuneigung gegenseitig war. Darüber hinaus nahm ich an, dass sie nur deswegen freundlich über ihn sprach, um die Flamme des Wahnsinns weiter anzufachen. Eines verhängnisvollen Abends ging ich zu den Gemächern, in denen sie sich aufhielten und vernahm seine Stimme, die klang, als würde er um sie werben. Ich spähte durch das vergitterte Fenster und sah den Verräter vor ihr auf den Knien. Ich weiß nicht, ob er mich sah oder einen Verdacht hegte, doch sie erhob sich aus ihrem Sessel. Ohne zu zögern packte ich mein Stilet, stürzte in das Zimmer und holte aus zum tödlichen Stich ins Herz des Schurken. Doch er wich zurück und entfloh in den Garten, während der fatale Stich ihre Brust traf.

An dieser Stelle brach Amatos Stimme. „Bedenkt, heilige Väter“, sagte er sodann, „was meine Gefühle sein mochten. Ich war es, der diese Dame liebte und sie war tugendhaft.“

„War sie unschuldig?“, rief Rinaldi und seine Erregung unterbrach die Anhörung.

„Diese Stimme ähnelt der des Büssers“, sagte Amato, „doch um fortzufahren: Nach der Entdeckung des Mörders verließ ich den Beichtstuhl, meine Sinne schwanden und bevor ich sie wiedererlangte, war er bereits auf und davon. Ich kann also nicht mit Bestimmtheit sagen, dass dies derselbe Mann

ist.“ – „Erkennen Sie den Grafen di Pontolo in der Person Rinaldis?“, fragte der Großinquisitor. „Ich weiß genau“, erwiderte Amato, „dass der Büßer von damals der Graf war, doch ob Rinaldi dieselbe Person ist, kann ich nicht bestätigen.“ – „Doch ich kann es sehr wohl bestätigen“, warf eine andere Stimme ein und Di Sardo erblickte den geheimnisvollen Fremden, der sich ohne Kapuze und mit grimmigem Gesichtsausdruck näherte. Der Mönch zitterte und der Fremde fragte ihn im Näherkommen, ob er ihn kenne. „Dich kennen!“, stotterte Rinaldi. „Kennst du dieses blutige Stilett?“, fragte der Fremde weiter, „sieh das Blut deines Bruders darauf. Soll ich mich zu erkennen geben?“ – Rinaldis Mut verließ ihn, er sank seinem Ankläger vor die Füße. „Dies ist der Mann“, rief Di Sardo, „der mich im Gefängnis besuchte; dasselbe Stilett zeigte er mir. Er forderte mich auf, Rinaldi und Amato herholen zu lassen.“ – „Ehrwürdiger Vater“, warf Rinaldi, der sich inzwischen erholt hatte, ein, „der Ankläger ist ein Schwindler, einst war er mein Freund und nun will er mich heimtückisch zugrunde richten. Er heißt Petro di Ximeni. Wir waren zur gleichen Zeit im Konvent San Angiolo und wechselten schließlich ins Kloster des Spirito Santo. Ich kann den Grund seiner Feindschaft gerne erklären: Ich versprach ihm, einen Freund zu bitten, ihm bei seiner Beförderung zu helfen; dieser Freund enttäuschte mich jedoch und aus diesem Grund bin ich nun ein Opfer dieser ungerechtfertigten Anklage.“ – „Für welche Verdienste wurde diese Beförderung angeboten?“, fragte der Inquisitor. – „Für Dienste, die für mich von großer Bedeutung, Trost und eine Wohltat waren und Ximeni bereitete es wenig Mühe.“ – „Diese Verteidigungsrede ist voll von Widersprüchen“, sagte der Inquisitor, „es scheint, die Undankbarkeit ist nicht Ihrem Ankläger sondern Ihnen selbst anzulasten.“

Nun mischte sich der Großinquisitor ein: „Die Aussage Pater Rinaldis ist teilweise falsch, sein Ankläger ist kein Angehöriger des Spirito Santo, sondern ein Diener unserer heiligsten Inquisition.“ – „Ehrwürdiger Vater“, widersprach Rinaldi, „Ihre Behauptung erstaunt mich. Ximeni ein Diener der Inquisition! Doch da Sie meine Glaubwürdigkeit anzweifeln, befragen Sie doch Signor Di Sardo, ob er nicht in letzter Zeit meinen Ankläger des öfteren in Neapel in der Ordenstracht des Spirito Santo sah.“ – Di Sardo bestätigte, dass er ihn in den Ruinen von Paluzzi gesehen hatte, dann ersuchte er das Tribunal, den Beschuldigten zu befragen, wie er von den geheimnisvollen Besuchen wissen konnte, wenn er nicht darin involviert war. Nach einigem Zögern meldete sich Rinaldi zu Wort: „Da es notwendig erscheint, will ich meine Verbindung mit Ximeni genauer schildern. Ich gebe zu, dass er mein Helfer dabei war, die Ehre einer angesehenen Familie aus Neapel zu beschützen, Di Sardos Familie, der hier vor Ihnen steht.“ – Der Inquisitor wandte sich zu Ximeni und wollte von ihm wissen, welche Beweise er vorzeigen konnte, dass Rinaldi und Vincenzo Graf di Pontolo dieselbe Person waren sowie der Mörder von Frau und Bruder. Zum ersten Punkt gab Ximeni Folgendes an: „Ich habe sein mündliches Bekenntnis und was letzteres angeht, so hörte ich das Geständnis des sterbenden Mörders, vor ein paar Wochen wurde es niedergeschrieben und von mir selbst und einem römischen Priester beglaubigt.“ – „Das Geständnis des Mörders“, erwiderte der Inquisitor, „beweist, dass der Graf den Mord in Auftrag gab, doch es beweist nicht, dass Rinaldi der Graf ist. Pater Amato ist sicher, dass der Graf di Pontolo am Vorabend des Markusfestes bei ihm die Beichte ablegte, doch er kann nicht mit Sicherheit sagen, dass es auch Rinaldi war.“ – „Ehrwürdiger Vater“, warf Ximeni ein, „genau das möchte ich erklären: Ich begleitete Rinaldi an diesem Abend in die Kirche von Santa Maria della Pianto, genau zu der Zeit und in der Ordenstracht eines Karmeliter, wie in Amatos Aussage angegeben. Wenige Wochen später verließ er den Karmeliterorden und schloss sich dem des Spirito Santo, dem auch ich angehörte, an. Als er von der Beichte zurückkam, wartete ich außerhalb der Mauern auf ihn und mir fiel auf, dass er völlig außer sich war. Der Umstand, dass Pater Amato den Beichtstuhl voll Entsetzen verlassen hatte, löste eine Flut von Gerüchten aus und als ich Rinaldi nach dem Grund fragte, nötigte er mir den Schwur ab, niemals über seinen Besuch in der Kirche von Santa

Maria della Pianto zu sprechen. Das ist auch der Grund, warum er mich als seinen Helfer an sich band; inzwischen habe ich den Konvent von San Spirito verlassen und trat in den Dienst dieses Heiligsten Offiziums ein; und hätte der sterbende Mörder nicht gestanden, wäre es auch nicht zu dieser Anklage gekommen.“ Das Gericht beschloss, den römischen Priester vorzuladen und vertagte den Prozess auf die nächste Nacht.

Als sich das Gericht wieder versammelte, war der äußere Rahmen womöglich noch feierlicher gestaltet als zuvor: Die Roben der Richter bauschten sich, die Turbane waren größer als gewöhnlich. Alle Anwesenden trugen Schwarz und gedämpftes Licht illuminierte die schaurige Szene. Als die Zeugen aufgerufen wurden und Di Sardo auf seinen Namen antwortete, erhob sich Lupos Stimme: „Das ist mein lieber Herr! Es ist mein lieber Herr!“ Im nächsten Augenblick lag er zu seinen Füßen, umklammerte seine Knie und dankte dem Himmel, dass er noch einmal seinen lieben Herrn sehen durfte. Nachdem sich seine Freude etwas gelegt hatte, nahm das Gericht das Verfahren wieder auf und der römische Priester trat vor. Er bezeugte, dass der sterbende Lipari tatsächlich ein Geständnis abgelegt hatte. Es enthielt folgende Fakten: Um das Jahr 1743 unternahm der verstorbene Graf di Pontolo eine Reise nach Griechenland, sein jüngerer Bruder, Graf Baretti, jetzt allerdings der Mönch Rinaldi, hatte durch seine Leichtfertigkeit und Extravaganzen die Geduld des Grafen erschöpft und er verweigerte ihm jede weitere Unterstützung. Baretti begann seinen Bruder zu hassen, während dessen Abwesenheit verliebte er sich in seine Frau und so beschloss er, die Tat, die ihn sowohl in den Besitz von Reichtum als auch Schönheit bringen sollte, auszuführen. Zu diesem Zweck heuerte er Lipari an, der in ein kleines Haus an der Adriaküste zog; das war auch der Ort, an den Amanda später gebracht wurde.

Von Zeit zu Zeit informierte Rinaldi Lipari über die Stationen des Grafen und in den Wäldern des Garganus überholten sie ihn schließlich. Versteckt im Gebüsch schossen sie auf ihn und erstachen ihn anschließend; sein Führer entkam. Sie begruben den Leichnam am Tatort, doch um vor Entdeckung sicher zu sein, brachte ihn Lipari später zu seinem Haus und verbuddelte ihn unter dem Fußboden. Rinaldi erfand dann die Lüge vom Schiffbruch seines Bruders, die von allen geglaubt wurde, und trat sein Erbe an. Mit Lipari nahm Rinaldi erst wieder Kontakt auf, als er jemanden brauchte, um sich Amandas zu entledigen. Nachdem er diesen Plan aufgegeben hatte, war ihm Lipari lästig und er machte ihm weis, dass er sich nach Rom begeben sollte, während er in Wirklichkeit nach Neapel reiste. Lipari durchschaute die Finte nicht und schlug den Weg nach Rom ein. Dabei erreichte er die Villa di Lodi, wo er wieder auf Rinaldi traf, der ihn durch einen Pistolenschuss verwundete und hoffte, er hätte ihn damit getötet. Lipari allerdings erreichte Rom, zu Fuß und unter großen Schmerzen, dort erst starb er an einem Fieber, ausgelöst durch die Wunden und seine Erschöpfung. Wir erinnern uns, als Rinaldi sich von seinem Führer verabschiedete, übergab er ihm eine Stilet; die Spitze dieser Waffe war mit Gift getränkt und Rinaldi hatte die Hoffnung, dass sowohl Lipari damit getötet werde, sollte er noch leben und dem Führer begegnen als auch der Führer selbst, wenn er sich am Stilet verletzt, denn Rinaldi fürchtete, er werde ihn gegebenenfalls wiedererkennen.

Doch wenn das Geständnis des Mörders Rinaldi einen Schock versetzte, dann erlitt er einen umso heftigeren, als ein neuer Zeuge auftauchte, ein Diener, der nach dem Tod seines Bruders in seine Dienste trat. Er bezeugte den Tod der Gräfin, ihr Begräbnis und Rinaldis sofortige Flucht nach der unmenschlichen Tat. Dieses weitere Zeugnis war ausschlaggebend dafür, dass das Tribunal Rinaldi für die Ermordung seines Bruders zum Tod verurteilte, die Anklage bezüglich des Todes seiner Frau wurde dazu gar nicht mehr benötigt. Rinaldi nahm den Urteilsspruch unbewegt hin, doch als er abgeführt wurde und an Di Sardo vorbei ging, rief er ihm zu: „In meiner Person haben Sie Amanda

Lusignis Vater ermordet!“ Di Sardo war wie vom Blitz getroffen und in einem kurzen Gespräch erklärte ihm Rinaldi seine Verbindung mit Amanda und er teilte ihm auch mit, dass diese im Konvent von Santa della Pieta war.

Während dieser Vorgänge in Rom wuchs Amandas Unruhe stetig, da sie weder von Di Sardo noch von ihrem Vater hörte. Eines Abends unternahm sie einen Spaziergang durch eine langgezogene Allee, eine ihrer Lieblingsstrecken, die hinter dem Kloster gelegen war, als sie sich nähernde Schritte und eine Stimme, die ihr wohlbekannt war, vernahm. Im nächsten Augenblick sah sie Helena, ihre geliebte Nonne aus San Stefano, die so wütend über das abscheuliche Betragen der Äbtissin war, dass sie sich in den Konvent von Della Pieta versetzen ließ. Beide waren glücklich über die Begegnung und verbrachten die nächsten Tage in vertrauten Gesprächen, wobei sie sich noch näher kamen und sich von Herzen lieb gewannen. Eines Tages erschien Annetta unangemeldet im Kloster und Amanda befürchtete schlimme Nachrichten. Als sie nicht gleich zur Sache kam, war letztere aufs Höchste alarmiert, um bald darauf wieder aufatmen zu können, als sie erfuhr, dass die Marquise gestorben war. Gerade als die alte Dienerin ihre Geschichte beendet hatte, trat Helena ein. Die beiden Frauen begutachteten sich neugierig. „Gewiss“, rief Helena, „erkenne ich die Gesichtszüge Annetta Tassis. Kann das wahr sein?“ – Während sich Annetta zu erinnern suchte, fragte sie Helena aufgeregt, wer Amanda sei. – „Sie ist es! Das ist meine Herrin Helena!“, schrie Annetta außer sich, „oh Signora, wie sind Sie hierher gekommen?“ – Amanda fand sich plötzlich in einer festen Umarmung Helenas und fragte überrascht, welche neue Entdeckung jetzt anstand. „Erst kürzlich traf ich meinen Vater“, erklärte sie, „und welche liebevollen Namen darf ich nun dir geben?“ – „Deinen Vater?“, wiederholte Helena, „nein, mein Kind, dein Vater liegt in seinem Grab.“ – „So ist es nun meine Mutter, die ich hier sehe“, frohlockte Amanda, „wann werden diese Entdeckungen enden?“

Als sich die Freuden ausbrüche etwas gelegt hatten, erzählte Annetta die Details vom Tod von Helenas Schwester, der getreuen Signora Bonetta. Danach kehrte das Gespräch zu Amandas Vater zurück und sie zog das Medaillon hervor, das Rinaldi als sein Portrait bezeichnet hatte. „Dieses verhasste Portrait zeigt nicht deinen Vater, den Grafen di Pontolo“, sagte Helena, „nein, es ist jenes seines grausamen Bruders, meines zweiten Ehemannes. Oh verschone mich! Bewahre mich vor diesem Anblick!“

Nachdem sie sich einigermaßen beruhigt hatte, berichtete Signora Helena die Einzelheiten ihres Überlebens, die nur ihr selbst bekannt waren. Wir erinnern uns, dass Rinaldi das Haus unmittelbar nach dem vermeintlichen Mord an der Gräfin verlassen hatte. Als sich herausstellte, dass die Wunde nicht tödlich war, beschloss Helena, geschockt von der Brutalität des Angriffes, sich in das Kloster von San Stefano zurückzuziehen. Inzwischen wurde ihr Tod durch ein öffentliches Begräbnis bekannt gegeben. Nachdem einige Zeit verstrichen war, zog ihre Schwester Bonetta von der Villa di Pontolo in die Villa Altieri. Zu dieser Zeit war Amanda kaum zwei Jahre alt; Rinaldis Tochter war ein paar Monate jünger und starb innerhalb eines Jahres. Deshalb konnte jener, der von diesem Tod nichts wusste, Amanda für sein Kind halten, noch dazu trug Amanda das Medaillon mit seinem Portrait. Sie hatte es nach Bonettas Tod in ihrer Kommode gefunden und es für das Abbild ihres Vaters gehalten, da es unter der Aufschrift „Graf di Pontolo“ abgelegt war. Der plötzliche Tod Bonettas hatte verhindert, dass Mutter und Tochter zusammengeführt wurden, sogar als sie sich zufällig im Kloster von San Stefano trafen, erkannten sie sich nicht, da Bonetta Amanda den Nachnamen Lusigni gab, um sie vor ihrem Onkel, Rinaldi, zu beschützen. Die alte Dienerin Annetta ließ man in dem Glauben, Helena sei tot und obwohl sie wusste, dass Amanda Helenas Tochter war, wäre dieser Tatbestand Mutter und

Tochter unbekannt geblieben, hätte jene nicht die vertrauten Gesichtszüge ihrer einstigen Dienerin erkannt.

Obwohl sowohl Rinaldi als auch Bonetta in der Nähe von Neapel lebten, wussten sie an ihren abgeschiedenen Rückzugsorten nichts voneinander. Bonetta hatte ihren kleinen Besitz für den Erwerb der Villa Altieri ausgegeben und Amanda hatte zu ihrem Lebensunterhalt mit den hervorragenden Produkten ihrer Nadel und ihres Stiftes beigetragen. Helena wurde von ihrer Schwester regelmäßig über Amandas Wohlbefinden informiert, bis kurz vor deren Ankunft in San Stefano, als ihre Ähnlichkeit mit dem Grafen di Pontolo die nichtsahnende Mutter zwar verblüffte, doch der Gedanke, dies könnte ihre Tochter sein, kam ihr nicht in den Sinn.

Die Marquise hatte kurz vor ihrem Tod nach einem Beichtvater gesandt, um ihr Gewissen zu erleichtern und dafür Barmherzigkeit und himmlische Gnade zu erlangen. Dieser Beichtvater war ein kluger Mann mit einem Sinn für Menschlichkeit und als er alle Details der Geschichte von Amanda und Di Sardo kannte, gab er der Marquise zu verstehen, dass ihre einzige Hoffnung auf Vergebung dieser entsetzlichen Taten, die sie plante, darin bestünde, alles ihr Mögliche dafür zu tun, um den zweien, deren Unglück sie verschuldete, nun zu ihrem Glück zu verhelfen. Ihr Gewissen hatte ihr bereits dasselbe geraten und nun, da sie sich ihrem Ende näherte, einem Zustand, der alle Unterschiede und Hierarchien ausglich und ihren Standesdünkel in Bescheidenheit wandelte, fiel es ihr nicht schwer, sich mit der Verbindung der beiden auszusöhnen und so suchte sie diese mit genau soviel Verve voranzutreiben, wie sie ehemals aufbrachte, sie zu verhindern. Sie ließ deshalb den Marquis zu sich rufen und vertraute ihm einen Teil ihrer Machenschaften an, ohne jedoch das volle Ausmaß ihrer geplanten Verbrechen zu enthüllen, und bat ihren Ehemann inständig, ihren letzten Wunsch zu erfüllen und in die Verbindung, die seinen Sohn glücklich machen würde, einzuwilligen.

Der Marquis war zwar entsetzt über die Falschheit und Grausamkeit seiner Frau, konnte jedoch weder ihre Angst vor der Zukunft noch ihre Reue über die Vergangenheit nachvollziehen, zumindest nicht genug um seine Bedenken gegenüber Amandas gesellschaftlicher Stellung auszuräumen und so widersetzte er sich all ihrem Flehen bis zu ihrer Todesstunde, als der Schrecken ihres Todes alles unwichtig erscheinen ließ, außer dem Bestreben, ihr den Übergang ins Jenseits zu erleichtern. Deshalb versprach er im Beisein des Priesters feierlich, dass er sich einer Heirat zwischen Amanda und seinem Sohn nicht mehr in den Weg stellen würde, sollte dieser noch immer an seiner Zuneigung festhalten. Dieses Versprechen ermöglichte es der Marquise mit zumindest einiger Gelassenheit zu sterben.

Bis dahin war die Suche nach seinem Sohn ergebnislos geblieben und der Marquis fürchtete schon, dass er tot sei, da wurde der Haushalt eines Nachts durch Lupos Ankunft aus dem Schlaf gerissen. Bevor er noch eine der vielen Fragen der Bediensteten beantwortete, begehrte er lauthals auf der Stelle zum Marquis vorgelassen zu werden: „Ich muss den Marquis sofort sehen“, sagte er aufgeregt, „wenn er den Grund erfährt, wird er nicht zornig sein.“ Und so wurde er vor den Marquis geführt: abgemagert, in Lumpen und über und über mit Dreck bedeckt. In diesem Aufzug und zu solch später Stunde konnte sein Erscheinen nichts Gutes bedeuten und der Marquis fand kaum die Kraft, um sich nach seinem Sohn zu erkundigen. Das war allerdings nicht notwendig, denn Lupo kam ohne Umschweife sofort zur Sache; er informierte seinen Herrn, dass sich sein Sohn im Gefängnis der Inquisition in Rom befand, wenn er nicht schon getötet worden war. „Ja Signor“, begann Lupo, „ich bin selbst gerade erst herausgekommen. Sie wollten mich nicht bei Signor Di Sardo lassen, deshalb machte es für mich keinen Sinn, noch länger dort zu bleiben. Trotzdem fiel es mir schwer, ihn alleine

in diesen bedrückenden Mauern zu lassen, und nichts hätte mich wegbringen können als die Hoffnung, dass Sie ihn befreien könnten, wenn Sie erst einmal wüssten, wo er war. Doch es ist keine Minute zu verlieren, Signor, denn wen die Inquisitoren einmal in ihren Klauen halten, den reißen sie in Stücke und man kann nie wissen, wie schnell sie damit sind. Soll ich die Pferde für die Reise nach Rom fertig machen lassen? Ich kann auf der Stelle aufbrechen.“

Diese plötzliche Nachricht über den einzigen Sohn hätte wohl ein stärkeres Nervenkostüm als jenes des Marquis in Aufruhr gebracht, er stand unter Schock und war vorerst handlungs- und entscheidungsunfähig. Ja, er konnte nicht einmal Lupos wiederholte Fragen beantworten. Als er sich soweit gefasst hatte, um die Sachlage zu klären, wurde auch ihm die Notwendigkeit sofortigen Handelns klar, doch er wusste, dass eine Beratung mit Freunden, die einflussreiche Verbindungen in Rom hatten, seine Pläne ungemein erleichtern könnte, das konnte allerdings nicht vor dem Morgen geschehen. Er ordnete jedoch Vorbereitungen für einen unverzüglichen Aufbruch an, sobald der Befehl dazu käme. Nachdem er sich von Lupo noch bis ins kleinste Detail alles, was sein Sohn seit seiner Abreise unternommen hatte und was ihm zugestoßen war, erzählen lassen hatte, schickte er ihn ins Bett, damit er Kräfte sammeln konnte, bevor sie sich auf nach Rom machten.

Rang und Stellung des Marquis gemeinsam mit seinem Einfluss am Hofe von Neapel sollten doch das Heilige Offizium dazu bewegen, Di Sardos schnelle Freilassung anzuordnen. Allerdings wartete der Marquis viel länger auf Antwort auf seine Gesuche und Eingaben als angenommen. Er war bereits zwei Wochen in Rom, bevor er überhaupt zu seinem Sohn gelassen wurde. Als sie sich endlich begegneten, gewannen die Emotionen die Oberhand über all die Erinnerungen an vergangene Zerwürfnisse. Der Zustand Di Sardos, sein geschwächter Körper, der sich von den in Celano zugefügten Wunden noch kaum erholt hatte, sowie seine missliche Lage in diesem schrecklichen Gefängnis, all das fachte die Vaterliebe an: Die vergangenen Irrungen und Verirrungen waren vergeben und der Vater wollte alles tun, um ihn glücklich zu machen, wenn er nur seinen Freiheit wiedererlangte.

Als Di Sardo vom Tod seiner Mutter erfuhr, weinte er bittere Tränen der Trauer und der Reue über die Sorgen, die er ihr bereitet hatte. Die Unvernunft ihrer Forderungen war vergessen, ihre Fehler und Schwächen bemäntelt. Zum Glück für seinen Seelenfrieden kannte er das Ausmaß ihrer verbrecherischen Pläne nicht und als er erfuhr, dass ihr letzter Wunsch seinem zukünftigen Glück galt, bereute er umso heftiger, dass er ihre Ruhe gestört und zuletzt ihrem Glück im Wege gestanden hatte; und er musste sich ins Gedächtnis rufen, wie sie mit Amanda in San Stefano verfahren war, bevor er sich selbst vergeben konnte.

Drei Wochen waren bereits vergangen, seit der Marquis in Rom angekommen war und noch immer hatte er keine Antwort auf seine Gesuche um Freilassung seines Sohnes erhalten, da erging an Vater und Sohn eine Aufforderung, Rinaldi in seinem Verlies zu besuchen. Denjenigen zu treffen, der soviel Unglück über seine Familie gebracht hatte, war außerordentlich schmerzvoll für den Marquis, doch er lehnte nicht ab. Zur festgesetzten Stunde betrat er die Zelle seines Sohnes und eskortiert von zwei Wachen machten sie sich auf zum Verlies. Während sie darauf warteten, dass die Tür entriegelt und die Schlösser aufgesperrt wurden, kehrte die Aufregung, die Di Sardo ergriffen hatte, als er die Aufforderung erhielt, mit aller Macht zurück, nun da er dem Schurken wieder begegnen sollte, der sich als Amandas Vater bezeichnet hatte. Die Gefühle des Marquis waren anderer Natur, in seine Abneigung, Rinaldi zu sehen mischte sich doch auch Neugierde, was dieser wohl von ihnen wollte.

Als die Tür offen war, traten zuerst die Wachen ein, der Marquis und Di Sardo folgten ihnen und fanden den Mönch auf einer Strohmatte liegend. Er erhob sich nicht, um sie zu empfangen, doch als er seinen Kopf neigte, schienen seine Züge in dem fahlen Licht, das durch die Tür ins Verlies fiel, noch gespenstischer als je zuvor: Die Augen eingesunken, die Gestalt geschrumpft und ausgezehrt, ganz so, als hätte der Tod bereits seine Hand nach ihm ausgestreckt. Als Di Sardo ihn so sah, entrang sich ihm ein Stöhnen und er wandte sein Gesicht ab, er fasste sich jedoch bald wieder und näherte sich der Matratze.

„Ich möchte Pater Ximeni sehen“, flüsterte Rinaldi, „lassen Sie ihn rufen.“ Dann hob er seine Augen und starrte wie ins Leere: „Wer huscht dort durch den Schatten?“ – „Ich bin es, Pater Ximeni“, erwiderte der Mönch, „zu deinen Diensten.“ Nachdem ihn Rinaldi als seinen Mittäter beschuldigt hatte, gab er zu, der anonyme Informant gewesen zu sein, der das Heilige Offizium dazu brachte, Di Sardo zu verhaften und er bekannte, dass die Anklage der Heräsie falsch und heimtückisch war. Er bekannte weiters, dass er den Haftbefehl für die Entführung einer Nonne gefälscht hatte, damit er Amanda in seine Gewalt bekäme. Als er gefragt wurde, warum er sie nicht als seine Tochter anerkannt und wann er ihre Verwandtschaft entdeckt hatte, schwieg er, offensichtlich überwältigt von den quälenden Erinnerungen. Diese Bekenntnisse wurden von einem Sekretär aufgezeichnet und Di Sardo war damit von allen Vorwürfen freigesprochen, aufgrund derer ihn die Verworfenheit dieses Mannes ins Gefängnis der Inquisition gebracht hatte.

Während dieser Erklärung stierte ihn Ximeni wütend und mit dämonischem Ausdruck an. Di Sardo war nun sicher, dass er der Mönch aus der Festung Paluzzi war, er erinnerte sich an das blutige Kleidungsstück, das er dort gesehen hatte und fragte ihn danach sowie auch nach Bonettas Tod. Rinaldi erklärte sofort seine vollkommene Unschuld an ihrem Tod und fügte hinzu, dass Ximeni das blutige Gewand erklären könnte. „Es war meins“, sagte der. „Eines Nachts, als ich Sie davor warnte, die Villa Altieri zu besuchen, verfolgten Sie mich und Ihr Begleiter feuerte einen Pistolenschuss auf mich ab. Ich zog mich in Windeseile zurück, dabei deponierte ich meine blutige Kutte an jenem Ort, wo Sie sie fanden. Sie hörten mein Stöhnen, konnten jedoch nicht feststellen, woher es kam. Die Leute, die in der Festung postiert waren, um Sie zurückzuhalten, während Amanda entführt wurde, besorgten mir eine frische Kutte und versorgten meine Wunde.“ Di Sardo wollte nun wissen, ob die Wachen ihre Aufgabe vernachlässigt hatten, als ihn Ximeni in seiner Zelle besuchte. „Als Diener der Inquisition bin ich zur Geheimhaltung verpflichtet“, gab Ximeni zur Antwort. – „Sie müssen wissen, junger Mann“, fügte Rinaldi hinzu, „dass es hier grauenvolle Geheimnisse gibt. Jede Zelle ist mit einer Geheimtür ausgestattet, durch welche die Boten des Todes unbemerkt zu ihren Opfern gelangen können und dieser Schuft Ximeni, mein Komplize, ist einer dieser mordlustigen Knechte. Aber, hören Sie auf mich, seine Tätigkeit hier war von kurzer Dauer und seine weltliche Aufgabe ist beinahe vollendet.“ Ein grauenvolles, zufriedenes Grinsen überzog Rinaldis Gesicht, dessen Körper krampfhaft zuckte und dessen offensichtlichen Qualen von seinem Todeskampf zeugten.

Ximeni schaute ihn verächtlich an, augenscheinlich unfähig, Rinaldis bedeutungsschwangeren Worte zu verstehen. Im nächsten Moment packte er jedoch den Arm seines Nebenmannes und wilde Verrenkungen schüttelten seinen Körper. Im Funkeln von Rinaldis ersterbenden Augen erkannte er sein Schicksal: Ein weiteres Mal wurde sein Körper von unkontrollierbaren Zuckungen durchgebeutelt, bevor er zu Boden fiel. Ein Arzt wurde gerufen, der sobald er der beiden ansichtig wurde, eine Vergiftung diagnostizierte. Ximeni starb, bevor noch ein Gegenmittel verabreicht werden konnte. „Ist er endlich von uns gegangen?“, erkundigte sich Rinaldi, als er sich etwas erholte, „ich habe ihn vernichtet, bevor dasselbe mit mir tun konnte und vermied damit einen ehrlosen Tod. Das

Gift, das ich immer bei mir trug und in das ich auch die Spitze meines Dolches tauchte, ist ...“ – Der anwesende Inquisitor fragte ihn, wie er Ximeni das Gift eingeflößt habe, erhielt aber keine Antwort. Er wartete, doch ein aschgrauer Leichman war alles, was von dem einst furchteinflößenden Rinaldi übrig blieb.

Alsbald folgte die Anweisung, Di Sardo freizulassen, eine Freude, die durch die Anwesenheit Lupos, der seinen Herrn vor unbändiger Freude umarmte, noch vergrößert wurde. Nach wenigen Tagen machten sich Vater und Sohn Di Sardo auf nach Neapel, wo sich der Sohn ohne Verzug am Tor des Konvents Della Pieta einfand und nach wenigen Augenblicken Amanda in seinen Armen hielt. Die Fülle an Glück machte das Übermaß an Gefahren, in denen sie noch vor nicht allzu langer Zeit schwebten, wett. Geraume Zeit verbrachten sie damit, sich gegenseitig die Ereignisse zu schildern, die das Gegenüber nicht kannte. Di Sardo war höchst zufrieden, als er Amandas wahre Herkunft erfuhr und in Helena ihre Mutter kennenlernte. Die allgemeine Freude wurde dem Marquis mitgeteilt, der sehr zufrieden mit dem unbestritten adeligen Haus Di Pontolo, keinen Grund mehr hatte, sich dem letzten Wunsch seiner Frau und dem Glück seines Sohnes entgegen zu stellen.

Am 27. April, dem Tag, an dem Amanda ihr achtzehntes Lebensjahr vollendete, wurde die Hochzeit in der Kirche von Santa Maria della Pianto gefeiert, in Gegenwart des Marquis und Amandas Mutter. Als Amanda durch die Kirche schritt, erinnerte sie sich daran, wie sie einst Di Sardo am Altar getroffen hatte, während die Episoden in San Stefano vor ihrem geistigen Auge auftauchten und der Vergleich mit ihrem jetzigen Glück ließ sie Tränen der Freude und der Dankbarkeit vergießen. Damals hatte sie, einsam und verzweifelt, von Fremden umgeben und in den Fallstricken ihrer Feinde gefangen, geglaubt, sie sähe Di Sardo zum letzten Mal; nun, unterstützt durch die Anwesenheit eines geliebten Elternteils und durch das freudige Einverständnis des Mannes, der ihre Verbindung mit seinem Sohn kategorisch abgelehnt hatte, trafen sie sich hier, um sich nie wieder zu trennen; und als sie sich erinnerte, wie sie aus der Kapelle geschleppt wurde, an den Moment, als sie ihn um Hilfe anrief, einfach noch einmal seine Stimme hören wollte und Totenstille antwortete – als sie sich an die Qual dieses Momentes erinnerte, wurde ihr umso deutlicher bewusst, wie kostbar ihr gegenwärtiges Glück war.

Als Beweis seiner Ehrerbietung war auch Lupo bei der Zeremonie anwesend und seine Freude war ebenso groß wie die seines Herrn. Auf die kirchliche Hochzeit folgte eine üppige Feier in der Villa des Marquis und die festliche Stimmung der zahlreichen Gäste triumphierte über die teuflischen Machenschaften mönchischer Schurkerei, während die Gäste den glücklichen Di Sardo und seine Ehefrau mit Glück- und Segenswünschen überhäuften.

Chawton House